

"D" 8588

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig



Kriegschronik.

26. September 1915.

Die Kämpfe in Folge der seit Monaten vorbereiteten französisch-englischen Offensive nahmen auf dem größeren Teile der Front ihren Fortgang, ohne die Angelegenheit ihrem Ziele in nennenswerter Weise näherzubringen. An der Küste verhielten sich auch englische Schiffe durch Feuer, besonders auf Zeebrügge, einzugreifen; sie hatten keinen Erfolg. Nachdem ein Schiff gesunken und zwei andere beschädigt waren, zogen sie sich zurück.

Im Venn-Abchnitt erlitt der Feind große Verluste, Vorteile erlangte er nicht. In unseren Händen liegen die Engländer 2 Offiziere, 100 Mann, 6 Maschinengewehre.

Südwestlich von Lille gelang es dem Gegner, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zurückzuführen. Der im Gange befindliche Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Die Trümmer des einstigen Dorfes Souchez räumten wir freiwillig. Zahlreiche andere Angriffe auf dieser Front wurden glatt abgeschlagen, an vielen Stellen mit schwersten Verlusten für den Gegner. Hierbei zeichnete sich das 39. Landwegerregiment besonders aus, das bei dem Durchbruchversuch im Mai nördlich von Neuville den Hauptstoß hatte auszuhalten müssen. Wir haben hier über 1200 Gefangene, darunter einen englischen Brigadier-Kommandeur, gemacht und 10 Maschinengewehre erbeutet.

Auch in dem Raume zwischen Reims und Argonnen mußte eine deutsche Division ihre durch nahezu heftigste Kämpfe ununterbrochene Befestigung gestörte vorbeste Stellung räumen und die zweite 2 bis 3 km dahintergelegene einnehmen. Im übrigen aber scheiterten auch hier alle feindlichen Durchbruchversuche.

Besonders hartnäckig wurde nördlich von Mourmelon le Grand und dicht westlich der Argonnen gekämpft. Norddeutsche und heftigste Landwehr schlug sich hervorragend. Mehr als 3750 Franzosen, darunter 39 Offiziere, wurden gefangen genommen.

Östlich von Willest sind erneute russische Angriffe abgewiesen. Westlich von Willest wird heftig gekämpft. Auf der Front zwischen Smorgon und Wischniew drangen wir an mehreren Stellen in die feindlichen Stellungen ein. Südwestlich von Saberefina warf unser Angriff die Russen über die Beresina zurück. Weiter südlich bei Djelaitzki und Lubitski ist der Nemen erreicht.

Bei Novo-Melissine endete die seit mehreren Tagen währende Schlacht für die Russen mit einer vollen Niederlage. Wo immer es dem Gegner vorübergehend gelungen war, in einen österreichisch-ungarischen Schützengraben einzudringen, überall wurde er unter großen Verlusten von den herbeieilenden Reserven zurückgeworfen. Noch gestern nachmittags und am Abend brachen südlich von Novo-Melissine zehnmal wiederholte russische Angriffe zusammen, und östlich von Zolice wurden feindliche Abteilungen, die sich durch zerstückte Hindernisse einen Weg in die L. u. f. Stellungen gebahnt hatten, als Gefangene abgeführt. An der Iwowa-Sty-Front erlachte die Tätigkeit des Feindes. Die in Litauen kämpfenden L. u. f. Streitkräfte warfen den Gegner bei Strazyn auf das Dstjer der oberen Szczara zurück.

Die Italiener beschossen das durch die Genfer Flagge weithin gekennzeichnete Spital des roten Kreuzes in Görz. Die feindliche Artillerie erzielte in dieser Sanitätsanstalt fünf Volltreffer, von denen eine Granate in den Operationsaal drang.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Druckfaden irgendwelcher Art, ist unterlagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Neudorferstraße 1-7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammbau (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright October 14th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nummer 3772. 145. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Neudorferstraße 1-7.

27. September 1915.

Im Venn-Abchnitt hat der Feind seine Angriffe nicht wiederholt. Südwestlich von Lille ist die große feindliche Offensive durch Gegenangriff zum Stillstand gebracht. Heftige feindliche Einzelangriffe brachen nördlich wie südlich von Loos unter heftigster Einwirkung für die Engländer zusammen. Auch in Gegend bei Souchez und beiderseits Arras wurden alle Angriffe blutig abgeschlagen. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 25 Offiziere und über 2600 Mann, die Beute an Maschinengewehren auf 14.

Die französische Offensive zwischen Reims und Argonnen machte keinerlei weitere Fortschritte. Sämtliche Angriffe des Feindes, die besonders an der Straße Compepy-Suippes sowie nördlich Beaupréville-Ime-Massiges und

Ähnlich wie in Ostgalizien und an der Iwowa ist nun auch im wohnlichen Festungsgebiet die russische Gegenoffensive gebrochen. Der Feind räumte gestern seine Stellungen nordwestlich von Dubno und am Sty-Abchnitt bei Lutz und weicht in östlicher Richtung zurück. Der Brückenkopf östlich von Lutz ist wieder in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen. — Verluste der Italiener, an die österreichisch-ungarische Stellung auf dem Monte Piano heranzukommen, wurden abgewiesen. Am Nordrande der Hochfläche von Dobersdorf brach ein Angriff einer Bersaglieri-Abteilung an den Hindernissen zusammen.

28. September 1915.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz setzte der Gegner

seine Durchbruchversuche auch gestern fort, ohne irgendwelche Erfolge zu erreichen. Dagegen erlitt er an vielen Stellen sehr empfindliche Verluste. Bei Loos unternahm die Engländer einen neuen Gasangriff; er vermißte völlig Wirkung. Unter Gegenstoß brachte neben gutem Geländegewinn 20 Offiziere und 750 Mann an Gefangenen, deren Zahl an dieser Stelle damit auf 3397 steigt; 9 weitere Maschinengewehre wurden erbeutet. Bei Souchez, Arras, Rocqucourt und sonst auf der ganzen Front der Champagne bis an den Fuß der Argonnen wurden französische Angreifer restlos abgewiesen. In der Gegend von Souain brachte der Feind sogar Kavalleriemajors vor, die schließlich zusammengekauert wurden.

Besonders ausgezeichnet haben sich bei der Abwehr der Angriffe schützische Oberwegerregiment und Truppen der Division Frankfurt a. M. In den Argonnen wurde unsererseits ein kleiner Vorstoß zur Verbesserung der Stellung bei Bille-morte ausgeführt. Er zeitigte das gewünschte Ergebnis und lieferte außerdem 4 Offiziere, 250 Mann an Gefangenen. Auf der Höhe bei Combres wurden vorgestern und gestern durch umfangreiche Sprengungen die feindlichen Stellungen auf breiter Front zerstört und verschüttet.

Der gestern an der Südwestfront von Dinaburg zurückgedrängte Gegner suchte sich in einer rückwärts gelegenen Stellung zu halten; er wurde angegriffen und geworfen. Das Ergebnis der Armees des Generalobersten v. Eichhorn in der Schlacht von Wilna, die zum Zurückwerfen des Feindes bis über die Linie Narocze-Smorgon-Wischniew geführt hat, beträgt an Gefangenen und Material 70 Offiziere, 21.908 Mann, 3 Geschütze, 72 Maschinengewehre und zahlreiche Vagagen, die der Feind auf seinem eiligen Rückzuge zurücklassen mußte. Südlich von Smorgon blieb unser Angriff im Fort-

schreiten. Nordöstlich von Wischniew ist die feindliche Stellung durchbrochen; 24 Offiziere, 3300 Mann wurden dabei zu Gefangenen gemacht und 9 Maschinengewehre erbeutet. Die Brückenköpfe östlich von Baranowitsch sind nach Kampf in unserer Hand; 350 Gefangene wurden eingebracht.

Durch die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte am Sty mit der Umklammerung bedroht, sah sich der Feind gezwungen, seine unter großen Opfern unternommene Offensive im wohnlichen Festungsgebiet aufzugeben. Der russische Rückzug dauerte gestern den ganzen Tag über an und führte das feindliche Heer hinter die Putilowa. In den Nachhutgefechten östlich Lutz nahmen österreichisch-ungarische Truppen 4 russische Offiziere und 600 Mann gefangen.

An der Dolomiten-Front wurde heute früh ein Angriff des Feindes gegen den Col dei Bois mit Handgranaten abgewiesen. Gestern beschossen die Italiener neuerdings das Spital des roten Kreuzes in Görz mit etwa fünfzig Granaten, obwohl diese Sanitätsanstalt, die sie noch nicht vollständig geräumt werden konnte, noch die Genfer Flagge trug.

Im der Dolomiten-Front wurde heute früh ein Angriff des Feindes gegen den Col dei Bois mit Handgranaten abgewiesen. Gestern beschossen die Italiener neuerdings das Spital des roten Kreuzes in Görz mit etwa fünfzig Granaten, obwohl diese Sanitätsanstalt, die sie noch nicht vollständig geräumt werden konnte, noch die Genfer Flagge trug.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3772. 145. Band.

Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9 M., frei ins Haus 9 M. 25 h. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M. 50 h., auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M.

14. Oktober 1915.

Nervennarbeit und Nervensubstanz.

Ein Beitrag zum Verständnis der Arbeiten von Professor Dr. Habermann.

Unser Leben ist heute inhaltsschwerer, wuchtiger, brutaler geworden. Alle Kräfte draußen und daheim sind aufs äußerste angepannt. An die Leistungsfähigkeit des Körpers und ganz besonders der Nerven werden ungeheure Anforderungen gestellt. Seelische Erschütterungen, Sorgen, Strapazen und Entbehrungen zerrütten unser Nervensystem. Kranke Nerven sind aber die Ursachen zahlreicher Leiden und Schmerzen. Gefunde Nerven dagegen sind die Quellen eines wohnigen Kraftgefühls und ungetrübter Schaffensfreude.

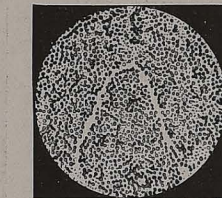
Mit ihren feinen Verästelungen, die im Zentralnervensystem — Gehirn und Rückenmark — ihren Ausgangspunkt haben, vermitteln die Nerven jeden inneren und äußeren Lebensvorgang des menschlichen Körpers. Jeder Reiz, der den Körper trifft, die normale oder gestörte Funktion irgendeines inneren Organs, ja selbst unser seelisches

Empfinden wird uns erst durch Vermittlung feiner und feinsten Nervenfaser zum Bewußtsein und zum Gefühl gebracht. Der große starke Muskel wird von dem kleinen, feinen Nerv beherrscht, den man deshalb auch mit Recht den psychischen Muskel genannt hat. Der kraftvolle Arm des Athleten leistet nichts mehr, jedes beliebige Organ versagt, sobald seine Nerven irgendwie erschaffen. Der Magen z. B. — er mag im übrigen noch ganz gesund sein — kann nicht mehr die Speisen genügend verdauen, Appetitlosigkeit und alle ihre bösen Folgeerscheinungen treten auf, wenn die Magenerven entkräftet sind. Die heutige Zeit verlangt von uns ja nicht Überanstrengung unserer Körpermuskeln, aber sie fordert unerbittlich täglich aufs neue Einsetzung unserer ganzen Kraft des Geistes und der Nerven. Die Folge ist, daß wir nur mit Mühe, unlustig und mechanisch unsere tägliche Berufsarbeit erledigen, die uns keine Befriedigung gewährt. Unser Körper wird vernachlässigt, Sport und Spiel, ungenügend gepflegt, werden zur unfruchtbaren Anstrengung, statt durch Erfolg und Sieg unsern Geist zu ermutigen, zu erheben. Nervös überreizt, schwindet unser Appetit, unser Heim bietet uns keine Behaglichkeit, Ruhe und Erholung mehr. Unlust, Unzufriedenheit, Unruhe, Sorgen rauben uns den Schlaf, treiben uns unstill umher und lassen uns notge-

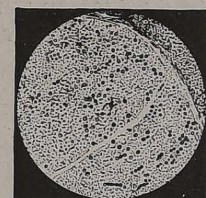
drungen zu bedenklichen Mitteln greifen, um unsere Nerven künstlich für kurze Zeit aufzupeitschen oder zu betäuben. Gegen dieses Elend, das nur aus unseren verbrauchten Nerven herkommt, finden wir in unseren Medikamenten keine dauernde Hilfe, und eine Methode ständiger, wissenschaftlich erprobter Pflege der Nerven, welche allein wirklich helfen könnte, war bisher noch nicht gefunden.

Zwar war man schon vor Jahren zu der wissenschaftlichen Erkenntnis gelangt, daß die rationelle Pflege des Gehirns und des übrigen Nervensystems in erster Linie in einer zweckmäßigen Ernährung, d. h. einmal in dem Ersatz der verbrauchten Nervensubstanz, des Lezithins, und ferner in der allgemeinen Kräftigung des Organismus durch die entsprechenden Nährstoffe besteht. Aber die Nutzbar-

jeden von größtem Interesse, zu erfahren, daß nach den Forschungen unserer Physiologen und Ärzte die erhöhte Zufuhr von Nervensubstanz in den Organismus von außerordentlicher Bedeutung für jede gesunde Lebenstätigkeit ist. Denn auch in den Nerven findet ein Stoffwechsel, fortwährender Verbrauch und Erneuerung der Nervensubstanz statt. In dem ermüdeten, schwachen oder kranken Nerv schwindet die Nervensubstanz, wie man es am Querschnitt der Nerven unter dem Mikroskop deutlich beobachten kann. Führt man einem so geschwächten Körper neue Nervensubstanz zu, so wird diese besonders im Gehirn, Rückenmark, überhaupt im ganzen Nervensystem zurückgehalten und für den Lebensprozeß sofort verwendet. Munterkeit, Kraft, Arbeits- und Lebensfreude treten wieder ein und machen den Körper gegen Überanstrengung widerstandsfähig. — Nervensubstanz, Lezithin, nach dem Verfahren von Professor Dr. Habermann in physiologisch reiner Form, dem menschlichen Organismus adäquat und von guter Wirkung, gelangt nur im Biocitin zur praktischen Darreichung.



Querschnitt eines gesunden Nervenzähnelchens.



Querschnitt eines degenerierten Nervenzähnelchens; ein großer Teil der Nervenfaser ist vollständig zugrunde gegangen.

Biocitin ist ein wohlschmeckendes, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdautlichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer verdautliche ist daraus entfernt) und enthält zirka zehn Prozent physiologisch reine Nervensubstanz — Lezithin — nach Professor Dr. Habermann. So bildet Biocitin ein vertrauenswürdiges Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdautliches, kraftspendendes Nahrungsmittel, schafft eine hochwertige Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzerlass der Nerven und ist für Ermüdungs- und Erschlaffungs Zustände des Körpers wie des Geistes von kaum je gehoffter Nutzbarkeit.

Vor allem aber ist es das große Heer der an den Folgeerscheinungen des Krieges, wie seelischen Erschütterungen, Strapazen und Entbehrungen, nervös Zusammengebrochenen, denen Biocitin Auffrischung und Kräftigung des gesamten Nervensystems bringt. Biocitin ist nur in Originalpackungen in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir energig zurückzuweisen, denn Biocitin ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre über rationelle Nervennpflege und ein Geschmacksmuster Biocitin sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S 61/J. 5.

Soweit diese guten Erfolge auf rein medizinischem Gebiet (bei Tuberkulose, Zuckerkrankheit, schwerer Nerven- und Gemütsleiden, Arterienverfälschung usw.) liegen, interessieren sie uns hier nicht und gehen nur den praktischen Arzt an. Wohl aber ist es für



Biocitin ist das von medizinischen Autoritäten anerkannte, unstreitig wirklich hervorragende und vertrauenswürdige Nähr- und Kräftigungsmittel für alle, die einer Hebung ihrer Kräfte und einer Wiederherstellung ihrer Gesundheit bedürfen.

Durch Blutverlust geschwächte Verwundete, durch Krankheit oder andere Ursachen heruntergekommene Personen, schwächliche, geistig oder körperlich zurückgebliebene Kinder, blutarme Frauen und Mädchen, sie alle finden in Biocitin ein Kräftigungsmittel von unvergleichlicher Wirksamkeit. Vor allem aber ist es das große Heer der Nervösen, denen Biocitin Kräftigung und Auffrischung des gesamten Nervensystems bringt. Für den Soldaten im Felde bildet Biocitin eine ideale, konzentrierte Kraftnahrung, die in Fällen der Not zur Überwindung von Strapazen und Ent-

behrungen wertvollste Dienste zu leisten geeignet ist. Zum Ersatz der verbrauchten Nervenkraft und zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit ist Biocitin unentbehrlich. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir zurückzuweisen, denn Biocitin ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Prof. Dr. Habermann hergestellt wird. — Eine Broschüre über „Rationelle Nervennpflege“ und ein Geschmacksmuster Biocitin sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S 61/J. 5.



Kleiderstoffe

Vornehm im Geschmack • Gediegen in Qualität • Vorteilhaft im Preise
Alle Stoffarten in groß. Auswahl
 enthält die neue Muster-Kollektion 12, die nach Aufgabe genauer Wünsche über Preis und Stoffart sofort postfrei zugesandt wird.

Veräumen Sie nicht, sich vor Ankauf eines Kleides meine Muster anzusehen.

Jede Prüfung meiner Angebote führt zum Kauf

August Polich
 Leipzig

MAX ERLER

Königlich Sächs. Hoflieferant
 Leipzig, Brühl 34-43

liefert feldpostmäßig verpackt

pelzgefütterte

Unterzieh-

Westen mit

zu M. 30.- 35.- 40.-

Reichillustrierter Katalog W frei!

Als Größenmaß genügt:

Einsendung einer Zivilweste (die frei zurück-
 folgt) oder Angabe von Brust- und Leibweite.

Werdende Mütter

können das Auffällige ihres Zustandes fast bis zum letzten Augenblick verdecken durch das für die Gesundheit von Mutter und Kind auch unerlässliche
Thalysia-

Umstandskleid

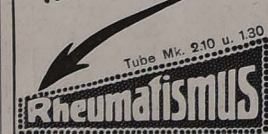
dessen anerkannt praktische, gesetzlich geschützte Erweiterungseinrichtung ein stetes und müheloses Anpassen an den sich täglich ändernden Körperrumfang, sowie ein späteres Auftragen als unauffällig, modernes Straßenkleid gestattet. Preise von Mark 22.- aufwärts. Prosp. Nr. 99 frei.

Sonderbroschüre Nr. 99 „Die werdende Mutter“ ärztliche Ratschläge für die Hoffungszeit, postfrei gegen 30 Pfennig (wird bei Warenbezug zugewandt) von Thalysia Paul Berns & Co. h. H. Fabrik und Versandabteilung Leipzig-Co. Eigene Verkaufshäuser nur: Leipzig, Neumarkt 40; Berlin, Wilhelmstr. 37; München, Schaffnerstr. 21; Wien, Weihburggasse 18.



Rheumasan

ist eine schmerzstillende ableitende Einreibung (patentiert) von Aerzten u. Kliniken hervorragend begutachtet bei Ischias, Nervenschmerzen und bei



Musik-Instrumente für Orchester, Schule und Haus. Spezialität: Streichinstrumente. Salten. Eigene Ateliers. Preisliste frei!
 Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

BARTHEL LEIPZIG
 PELZWAREN-MANUFAKTUR

Gedächtniskunst. Neunte, verbess. u. vermehrte Aufl. von Dr. Georg Fietzsch. Geb. M. 1.50. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Pfaff-Nähmaschinen

Unübertroffen für Familiengebrauch, Handwerker und Fabriken.

Neueste Verbesserungen.

Unbedingte Zuverlässigkeit.

Größte Dauerhaftigkeit.



Niederlagen in allen größeren Plätzen

G. M. PFAFF, KAISERSLAUTERN

Nähmaschinen-Fabrik

Gegründet 1862

Webers Illustrierte Handbücher.

Prospekte kostenlos vom Verlag J. J. Weber, Leipzig 26

Hermsdorf-Schwarz

ist das beste **Diamantschwarz**

für Strümpfe, Handschuhe, Trikotagen, Strick- und Webgarne

Nur garantiert echt wenn mit dem Namen:

Louis Hermisdorf
 Farber

gestempelt

Louis Hermisdorf, Chemnitz

Grösste Schwarzfärberei der Welt

Die besten Kriegsbilder der Illustrierten Zeitung

und die Porträts der Führer im Weltkrieg sind als **Bromsilber-Postkarten**

erschienen. Sie bilden eine fortlaufende Geschichte des Krieges in Original-Photographien. Sie sind in jeder besseren Papier- und Schreibwarenhandlung zu haben.

Emil Pinkau & Co., Aktiengesellschaft, Leipzig 13.

P E R H Y D R I T

Mundwasser-Tabletten

Unseren tapferen Soldaten bereiten Sie eine große Freude durch die Übersendung von

Perhydrit-Mundwasser-Tabletten

Dieselben sind von Tausenden von Ärzten und Zahnärzten sehr anerkannt, entwickeln reichliche Mengen Sauerstoff, desinfizieren die Mundhöhle, bleichen und konservieren die Zähne, sind leicht und schnell löslich, im Felde gut mitzuführen und ergeben in Wasser gelöst ein vorzügliches Mundwasser.

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 2.00, M. 1.20 und M. 0.60.

Krewel & Co., G. m. b. H., Köln a. Rh.

chem. Fabrik,

Illustrirte Zeitung

Nr. 3772.

145. Band.



Ferdinand, König der Bulgaren, in der Uniform als Chef des Königl. Preussischen 4. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 72 (Torgau).

Nach einer photographischen Aufnahme des Hofphotographen Professors Ed. Wienhuth, Coburg.

Die Balkanhalbinsel in Flammen. / Von Graf Ernst Reventlow.

Nach vor wenigen Monaten mußten wir hier die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel als ungelöst bezeichnen und die Haltung der einzelnen Balkanstaaten untereinander sowohl wie zu den kriegführenden Mächten als abwartend. Vor einigen Wochen dann konnten wir feststellen, daß sich eine Änderung wichtiger Art vollzogen habe, nämlich dergestalt, daß zwischen Bulgarien und dem türkischen Reich ein Grenzvertrag zustande gekommen sei. Bei diesem Grenzvertrage steht, jedenfalls von außen betrachtet, der große Umschwung der Dinge auf der Balkanhalbinsel ein, welcher jetzt die Augen der Welt auf sich lenkt.

Indem Bulgarien mit dem türkischen Reich jenes Abkommen schloß, legte es seine Politik nach einer bestimmten Richtung hin fest, was zu tun Bulgariens Herrscher und Regierung bisher sorglich vermieden hatten. Bulgarien wollte sich, bevor der endgültige Entschluß gefaßt wurde, nicht nur reißisch alle Seiten der Fragen überlegen, sondern vor allem auch ein klares und begründetes Urteil über die Kriegslage und ihre wahrscheinliche Entwicklung gewinnen. In der Tat war dieses nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Männer, welche die Geschichte Bulgariens leiteten. Sie mußten sich sagen, daß ihr Entschluß über die Zukunft, unter Umständen über das Dasein Bulgariens entscheiden werde. Sie mußten sich andererseits sagen, daß es gerade für Bulgarien in seiner Eigenschaft als Grenz Nachbarin der Türkei vorwiegend unmöglich sein werde, auf die Dauer und bis ans Ende neutral zu bleiben. Es kam noch ein anderes und höchst gewichtiges Moment hinzu. Im zweiten Balkankriege war Bulgarien, welches die Hauptlasten des ersten Balkankrieges getragen und die Haupterfolge errungen hatte, von seinen bisherigen Bundesgenossen und zwar unter Beihilfe Rumäniens, angegriffen worden. In dem folgenden Bukarest Frieden hatte Rumänien ein bulgarisches Gebietstüd an der Donaumündung an sich gebracht, Serbien legte die Hand auf Mazedonien, und Griechenland erhielt das Gebiet von Seres und Kavalla. Bulgarien, geschwächt durch die ungeheuren Anstrengungen des ersten Balkankrieges, hatte sich der Übermacht fügen müssen, jedoch nie Zweifel darüber gelassen, daß es trachten würde, zum mindesten Mazedonien wiederzugewinnen und die dort wohnenden Volks-genossen vom serbischen Joch zu befreien. Das tapfer bulgarische Volk benutzte tief verbittert, aber ungebeugt die dem Frieden von Bukarest folgende Periode, um mit der ihm eigenen Fähigkeit die Wunden des Krieges zur Heilung zu bringen und die Wehrkraft wieder auf die Höhe zu führen. Bulgarien befand sich, wie aus dem Geklagten hervorgeht, auf drei Grenzen umgeben von drei Mächten, deren jede bulgarisches Gebiet, bzw. solches Gebiet, auf welches Bulgarien aus dem ersten Türkentriege begründetes Recht zu haben glaubte, an sich gerissen hatte. An der



Dr. Radoslawow,
bulgarischer Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.
(Phot. Karastojanow, Sofia.)

vierten bulgarischen Landesgrenze lag das türkische Reich, gegen welches Bulgarien Krieg geführt hatte. In dieser schwierigen Lage begann Bulgarien bereits vor dem Weltkriege, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich-Ungarn und Deutschland mit wachsender Sorgfalt zu pflegen. Das vorläufige Ergebnis dieser von den Mittelmächten mit Genugtuung begrüßten Politik war eine Anleihe. Mit dem Anfang August 1914 brach dann der große Krieg aus.

Die auf langjährige Bündnisverträge gegründete Erwartung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns: Rumänien werde sich auf ihre Seite stellen, erfüllte sich bekanntlich nicht, und nach dem Tode des alten Königs Karol neigte die Politik der rumänischen Regierung im Gegenteil steigend nach der Seite der Ententemächte, und eine sich verstärkende Strömung in der rumänischen Bevölkerung, sorglich gepflegt vom Vierverbände mit allen Mitteln, drängte darauf, daß Rumänien an der Seite Russlands Österreich-Ungarn angriffe. Serbien befand sich von Anfang an im Kriege und im Kampfe mit Österreich-Ungarn, Griechenlands Politik schien unter dem ententefreundlichen Venizelos nur auf das Signal zu warten, um an die Seite unserer Feinde zu treten, bis sich im Laufe des Krieges zeigte, daß König Konstantin von Griechenland mit ebenso viel politischer Klarheit wie Entschlossenheit für die Beibehaltung der griechischen Neutralität eintrat.

Seit dem Frühjahr 1915 hatten die englisch-französischen Angriffe auf die Dardanellen begonnen. Die Verbündeten boten an Truppen und Schiffen alles auf, was sie konnten, um so das Schicksal der Türkei zu besiegeln. Russland und ihnen das Schwarze Meer zu öffnen. Wäre es gelungen, so würden die neutralen Balkanmächte nicht nur die Sache der Türkei als verloren, sondern das Schicksal Südeuropas als in den Händen des Vierverbandes liegend angesehen haben. Zweifellos war, daß im

Augenblicke, wo die Dardanellen fielen, Rumänien gegen Österreich-Ungarn das Schwert gezogen haben würde. Auch Griechenland, dessen König sich während des Vorfrühlings 1915 weigerte, gegen die Türkei zu marschieren, würde diese Haltung vielleicht nicht haben beibehalten können, sondern erklärter Vassall der Westmächte geworden sein. Die Stellung Serbiens hätte durch die neue Bundesgenossenschaft Rumäniens an Stärke bedeutend gewonnen. Eine derartige Perspektive hatte Italien im Auge, als es Ende Mai 1915 Österreich-Ungarn den Krieg erklärte und sich gleichzeitig der Hoffnung hingab, nun würde auch Rumänien marschieren und im Anschluß daran der Umschwung der gesamten Balkan-lage zugunsten des Vierverbandes erfolgen. Es kam anders, denn Rumäniens Staatsmänner hielten die militärische Lage nicht für genügend geklärt, um den folgen schweren Entschluß zu fassen. Die Balkanstaaten, in erster Linie Rumänien, standen unter dem Eindruck der Beobachtung des deutsch-russischen Ringens und konnten sich vom Frühjahr 1915 an der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die deutsche Heere fortschreitend und steigend den weit überlegenen russischen Streitkräften das Geheiß ihres Wollens aufzwangen und sie in die Defensive drängten. So gewaltig war aber der alte Nimbus russischer Unbesiegbareit und Unwiderstehlichkeit, daß die Balkanstaaten bis in die neueste Zeit hinein nicht haben glauben können, daß Russlands Macht wirklich gebrochen, daß es zum mindesten mit seiner Offenbarkeit zu Ende sei.

So gingen die Monate dahin. Mehr und mehr erkannten die Mächte des Vierverbandes, daß unter diesen Umständen und Verhältnissen der Schlüssel der Balkanfrage bei Bulgarien liege. Gelang es, Bulgarien auf die Seite des Vierverbandes zu bringen, so mußte auch Rumänien folgen, und die Türkei war über kurz oder lang verloren; so dachte man. Um Bulgarien zu gewinnen, versprach man ihm Gebietszuwachs auf Kosten der Türkei und stellte im Laufe der Verhandlungen auch solchen in Mazedonien in Aussicht, welchen Serbien freiwillig abtreten werde. Das war freilich nicht so viel, wie Bulgarien rechtmäßig beanspruchen mußte, außerdem war es Zukunftsmusik, denn wenn Serbien auch sich jetzt bereit erklärte, und wenn die Vierverbändemächte versprachen, — wer bürgte dafür, daß nach dem Kriege bei siegreichem Ausgange für die Vierverbändemächte das Versprechen eingelöst wurde, oder daß man nicht Bulgarien das bereits abgetretene Gebiet wieder abnahm, um es dem befreundeten Serbien wieder zurückzugeben? Wenn Bulgarien sich die Entwicklung seiner Zukunft nach einem solchen Entschlusse überhaupt vorstellte, so mußte es sich sagen, es werde nach dem Kriege und nach dem Siege des Vierverbandes als eine isolierte, unterdrückte und abhängige Macht auf dem Balkan dastehen. Wohl forderte der Vierverband Bulgarien auf, gegen Konstantinopel zu marschieren, aber doch nur,



Kronprinz Boris von Bulgarien.
(Phot. Karastojanow, Sofia.)



Prinz Apyril von Bulgarien.
(Phot. Karastojanow, Sofia.)



Zum Anschluß Bulgariens an die verbündeten Mittelmächte: Typen des bulgarischen Heeres. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Alfred Rebing.
1. Infanterie-Leutnant (Abt.); 2. Kavallerie-Offizier; 3. Gelbgarde-Kavallerie-Offizier; 4., 5., 6. Soldaten der Reserve; 7. Infanterie-Offizier; 8., 9. Landsturm-Offizier; 10. General; 11. Generalstabs-Offizier; 12. Landsturm der Reserve; 13. Landsturm; 14. Infanterie-Offizier; 15. Kavallerie-Unteroffizier; 16. Landsturm; 17. Infanterie-Offizier; 18. Kavallerie-Offizier; 19. Artillerie-Offizier.

um es für Rußland zu erobern und den russischen Kolos an den Bosphorus zu bringen. Bulgarien war ferner gewiß, daß der Biederband sowohl Serbiens wie Rumäniens Stellung, ja auch die Griechenlands stärken würde. Die große Frage für die bulgarischen Staatsmänner aber blieb naturgemäß, ob denn überhaupt wahrscheinlich sei: erstens, daß die Meerengen sich halten, zweitens, daß die Zentralmächte siegen würden, wenn Bulgarien im Anschlusse an sie eine selbständige nationale Politik, die sich notwendig gegen Serbien richten mußte, trieb. Die Mächte des Biederbandes, welche wußten, was für sie auf dem Spiele stand und steht, haben mit Versprechungen nicht gezögert, aber immer wieder, wenn Bulgarien seine Forderung stellte: sofortige Besetzung der Gebiete in Mazedonien — dann zeigte sich, daß die Biederbandsmächte etwas versprochen hatten, was zu erfüllen sie nicht imstande waren, und daß sie nur einen Wechsel auf die Zukunft von höchst zweifelhaften Werten ausstellen konnten. Auf der anderen Seite erkannten die bulgarischen Staatsmänner ein aufrichtiges und höchst wirkliches Interesse des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns darin, ein starkes, freies und unabhängiges Bulgarien zu schaffen an Stelle, wie seit dem zweiten Balkankriege, eines übermäßig starken Serbiens, erfüllt von expansionem und offenem Götze und nur darauf bedacht, die österreichisch-ungarische Monarchie als Sturmbod Rußlands zu zerkümmern. Eine Bedingung freilich mußte Bulgarien erfüllen, um in ein Verhältnis vollkommen sicher gegündeter Freundschaft zu den Zentralmächten zu gelangen: den alten Haß mit der Türkei endgültig beilegen. ... Die Politik der beiden Zentralmächte ist bekanntlich immer auf eine starke, unabhängige und freie Türkei gerichtet gewesen. Bulgarien sah sich infolgedessen vor die Frage gestellt, ob es für seine Gegenwart und Zukunft vorteilhafter sei, gegen die Türkei zu gehen, sich damit an die Seite der Ententemächte zu stellen, zu versuchen, die Russen nach Konstantinopel zu bringen und damit im Falle des Erfolges auf dem Balkan ein mächtiges Serbien auf Kosten Bulgariens entstehen zu lassen. Freilich hatte, wie in der Bevölkerung aller Balkanstaaten, so auch in Bulgarien, eine jahrelange russische Propaganda mit allen Mitteln eine russenfreundliche Partei geschaffen, und diese Partei hat sich durch den alten russischen Allmachts Nimbus noch lange erhalten, nachdem das tatsächliche Fiasko der russischen Allmacht offenbar geworden war. Diesen Strömungen und Kräften gegenüber stand aber außer der Einsicht der bulgarischen Staatsmänner das starke, tiefe bulgarische Nationalgefühl mit seinem Drange zur nationalen Selbstständigkeit und die brennende Sehnsucht, dem verhassten türkischen Joch, das wieder zu entreißen, was er Bulgarien genommen hat.

Die große Frage war und blieb: kann Bulgarien es wirklich wagen, seine Schicksalswürfel zu werfen? Dieser Frage kam, je länger der Krieg dauerte, desto mehr eine Notwendigkeit militärischer wie politischer Natur der Zentralmächte wie der Türkei entgegen: die Notwendigkeit, eine sichere Verbindung zwischen Ungarn und dem türkischen Gebiete herzustellen. Verhindert wurde diese Verbindung durch das Dagwischenliegen von Serbien und Rumänien. Serbien war von Anfang an Feind, und Rumänien weigerte sich infolge des russischen Druckes, schon kurz nach Beginn des Krieges, deutsche und österreichische Sendungen an Munition, Kriegsmaterial usw. nach der Türkei durchzulassen, nahm also eine übelwollende Neutralität ein. Je länger der Krieg dauerte, desto notwendiger mußte es den Zentralmächten wie der Türkei erscheinen, daß die Verbindung hergestellt werde. Lange Zeit hoffte man auf Sinnesänderung Rumäniens. Als diese nicht eintrat, blieb nur übrig, die Verbindung aus eigener Kraft zu erzwingen. Das war leicht gesagt, aber auf den ersten Blick ein beinahe unwahrscheinlich kühner Gedanke für zwei Mächte, welche im Westen und im Osten, seit dem Frühjahr 1915

auch an der österreichisch-italienischen Grenze den Kampf ums Dasein kämpfen mußten. Auf der anderen Seite konnte die Gefahr nicht geleugnet werden, daß auf die Dauer die von den Zentralmächten sich selbst überlassenen Balkanstaaten den Einflüssen der Ententemächte nachgeben und sich unter ihrer Führung vereinen würden. Dann ergab sich die weitere Gefahr, daß die Türkei, von den Engländern und Franzosen nicht nur, sondern auch von Bulgaren und Griechen bedrängt, dem Anstrome nicht widerstehen könnte. Rumänien und Serbien würden sich dann gegen Österreich-Ungarn gewandt haben. Im Zeichen ungefähr dieses Gedankens ist der Plan einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien gewachsen. Der Leser begreift nunmehr ohne weiteres, daß der Gedanke den bulgarischen Zukunftswünschen entgegenkam, denn diese Zukunftswünsche richteten sich ja ebenfalls gegen Serbien. Es ergab sich der weitere Gedanke eines Zusammenwirkens zwischen Bulgarien

erfolgten Abschluß des bulgarisch-türkischen Grenzvertrages nur wenig und über die inneren Zusammenhänge nichts gesagt werden. Nach dem Obigen dürfte der Leser die tiefere Bedeutung des Vertrages ohne weiteres durchschauen. Es braucht heute kaum gesagt zu werden, daß zwischen Bulgarien und der Türkei nicht nur das Grenzabkommen, sondern noch andere Vereinbarungen geschlossen worden sind und natürlich ebenfalls zwischen den Zentralmächten und Bulgarien. Heute, nach langen erwartungsreichen Monaten haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen nach Überwindung der Donau, der Drina und der Save bereits in Serbien, und wenn diese Zellen in die Hände des Lesers gekommen sind, werden wohl auch schon bulgarische Geschütze gedonnert haben. Die Biederbandsmächte wissen, was für sie auf dem Spiele steht. Sie haben, solange sie den Schimmer einer Aussicht vorhanden glaubten, diplomatisch auf Bulgarien eingewirkt versucht und ebenso auf Griechenland und Rumänien, damit diese beiden Mächte gegen Bulgarien und für Serbien loslagerten sollten. Daß Rumänien neutral bleibt, scheint heute bereits festzustehen. Was Griechenland anlangt, so besteht eine Gewissheit zur Stunde nicht. König Konstantin freilich ist ein unbedingter und entschlossener Anhänger griechischer Neutralität, und er hat den ententefreundlichen Ministerpräsidenten Venizelos zum Rücktritt veranlaßt, weil dieser im Begriffe stand, Griechenland in den Krieg gegen Bulgarien hineinzustoßen. Wie sich die griechischen Dinge weiter entwickeln mögen, steht dahin. Auf alle Fälle wird das aber keine Entscheidung für die Ausichten Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei auf der Balkanhalbinsel und im Orient bilden. Französische und vielleicht auch englische Truppen sind in Saloniki gelandet, um durch Griechenland hindurch nach Mazedonien Serbien zu Hilfe zu marschieren. Wie stark diese Truppenmengen sind oder werden, ist nicht zu sagen. Allen Anschein nach hatte man in London, Paris und Rom darauf gebaut, das griechische Heer würde ohne weiteres in den Krieg gegen Bulgarien mitgerissen werden. Man trug sich wohl mit der weiteren Hoffnung, Bulgarien damit einzuschüchtern und vielleicht im letzten Augenblicke zum Einlenken zu bringen.

So stehen die Dinge in diesem Augenblicke auf der Balkanhalbinsel. Es ist sehr möglich, daß sie sich schon in den kommenden Tagen schnell weiterentwickeln, politisch wie militärisch. Wir sehen dieser Entwicklung mit freudiger Zuversicht entgegen, ebenso wie unsere Bundesgenossen in Wien, Budapest, Konstantinopel und Sofia. Der Weg nach Konstantinopel wird gebahnt werden, ein freies, unabhängiges und starkes Bulgarien wird die lebende Brücke bilden, nachdem der serbische Widerstand gebrochen ist. An diesen Balkanfeldzug noch weitere Perspektiven politischer und militärischer Art anzuknüpfen, wäre verlockend genug. Wir wollen dieser Verlockung widerstehen, einmal, weil man nichts voraussagen soll, weder in politischen noch in militärischen Dingen, dann, weil es unrichtig wäre, über Pläne oder über Möglichkeiten von Plänen zu sprechen, welche von Erfolgen abhängen würden, die noch nicht da sind.

Kriegschronik.

29. September 1915. (Fortsetzung von der 2. Umschlageite.) Die feindlichen Durchbruchversuche im Westen wurden auf den bisherigen Angriffsschritten mit Erbitterung fortgesetzt. Ein Gegenangriff führte zum Wiedergewinn eines Teiles des nördlich Loos von uns aufgegebenen Geländes. Heftige englische Angriffe aus der Gegend Loos brachen unter starken Verlusten zusammen. Wiederholte französische Angriffe in der Gegend Souchez-Neuville wurden, teilweise durch heftige Gegenangriffe, zurückgewiesen. (Fortsetzung auf Seite 504.)

Erste Stunden.

(Aus den Kämpfen vor Schaulen. Von einem Teilnehmer.)

Anfang Mai waren wir ins weite Aurland einmarschiert. Die gegen das wehrlose Tisitz so tapfere Reichswehr ergriff stümisch das Hasenpanier und vertrocknete sich in den tiefen Forten, wahrscheinlich, um als harmloser, brauer „Panje“ verkleidet, wieder aufzutreten. Wir haben sie jedenfalls nicht wiedergelesen, ebenso auch nicht unsere starke vorgetriebene Kette. So drangen wir immer weiter in dem schönen Zauberland vor; Abau wurde im Vorbeigehen genommen und befestigt. Aber schon laßen wir, daß der Generalissimus Großfürst Nikolajewitsch die dreifachen Eindringlinge mit einem Nalenstüber über die Grenze zurückzujaßen beabsichtigte. Dazu gehören aber immer zwei, und die alten mächtigen Veteranen, die an der Bzura in den Wäldern von Jednoroc gefodtet hatten, waren nicht willens, sich so ohne Widerspruch hinauswerfen zu lassen. Allerdings waren wir ja stark zusammengeschmolzen, die großen und raschen fortgesetzten Märsche, die Bewachung der Stappen, die Besetzung Libaus hatte sehr viel Leute gekostet, so daß die Verbände reichlich dünn waren. Da meldeten unsere braven Flieger Mitte Mai den Anmarsch starker russischer Kolonnen, die sowohl aus nördlicher Richtung gegen Schaulen als auch aus südlicher gegen den Dubissa-Abchnitt anrückten. Da mußten wir freilich etwas zurückgehen, sonst hätten alle Truppen eingeklinkt in der Luft geschwebt. Schaulen wurde in aller Ruhe geräumt und Anschluß an die Dubissastellung genommen. Raum hatten wir uns hier etwas eingerichtet, als wütende Anstürme der Russen begannen. Es war die Zeit des siegreichen Vordringens der verbündeten Heere in Galizien, und der Großfürst Generalissimus brauchte Siegesnachrichten, um die Aufmerksamkeit der Welt von jenen Riesenklappen etwas abzulenken. So bekehrte er dann seine Generale auf unsere dünnen Linien, hier schien ihm am ersten ein Erfolg zu winken. Aber er hatte sich getäuscht, immer aufs neue brandeten die Wellen der Stürmenden vergeblich gegen unsere Stellungen, aber bei uns

wurden die Reihen dünner und dünner, an Ersatz war gar nicht zu denken. Es hieß, allein seinen Mann stehen. Ohne die oft erprobte, unvergleichliche Tapferkeit und Zähigkeit unserer Leute wäre hier ein Mißerfolg unweineidlich gewesen. Am... Mai hörten wir durchs Telefon, daß bei der Nachbardivision ein Durchbruch der Russen drohe, schon war ein Rückgang ins Auge gefaßt, da: „Peng!“, „Peng!“, „Peng!“, klastigten die Kugeln nur so gegen die Wand unseres Hauses, richtig, da kamen ja schon kaum 500 m von uns die

Bauerngärten und Gebüsch allmählich einen gewissen Abstand zwischen sich und die zaudernden Braumäntel zu legen. Vom nächsten überragenden Höhenrücken aus mußte der Gegner gestoppt werden, das sah ein Blinder, und wir jagten im Galopp halbwegs durch den nächsten Grund in die Höhe hinauf in den verwilderten Wald, der treffliche Dedung bot, er ging nämlich allmählich zu einer Art Weide über, so daß eine scharfe Waldbante gar nicht wahrzunehmen und das Entdecken von Schützen auf der

von erratischen Blöden besetzten Waldhalde sehr erschwert war. Die Kugeln pflüchten uns ganz anständig um die Ohren, als wir den Berg hinaufritten, der Labarzt fand sogar nachher ein mattes Geschloß in seinem Mantelstück. Als wir am Waldrand abstiegen, riefen einige Leute um uns versammelten und selber zum Gewehr griffen, um den Angriff nach Möglichkeit aufzuhalten, da sah man das Heranwogen der weitgedehnten russischen Schützenlinien. Die Lage war bedenklich, denn die Kompagnien des linken Flügels mußten um einen See mit lumpigen Ufern herum, ehe sie den bedenden waldigen Gang erreichten. Wir paar Männer feuerten, was wir konnten, deutlich sah man auch die Geschosse auf dem durch die Hitze der letzten Tage ausgetrockneten Boden einschlagen. Hier und da fiel ein getroffener Russe, einige stakten, aber das Ganze blieb doch in der Vorwärtsbewegung, und hörbar summteten die Kugeln um uns herum und schlugen mit eigenartiger „Mach!“ in die Bäume, Äste und Blätter fielen herunter. Da lagte ein Maschinengewehr vorbei, denn es im letzten Augenblicke gelungen war, das Fahrzeug zu erreichen. Das fehlte uns gerade. „Halt, Gewehr frei!“ Mit Windeseile war es in Stellung und „tat-tat-tat-tat!“... „laute der eiserne Hagel hinüber, hier und da purzelte einer. Aber das war Nebenjache, das Wichtigste war der moralische Eindruck: wie mit einem Zauberschlag warf sich die ganze Schützenlinie, die vor uns wohl ein Kilometer breit sichtbar war, auf den Boden und begann mit fieberhafter Hast sich einzugraben. Das Schießen drüben hörte fast völlig auf. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Russen in der Erde verschwanden, sie schippten mit



Das königliche Schloß in Sofia.



Der Boulevard Maria Luisa in Sofia.



Zu den Ereignissen auf dem Balkan: Reliefkarte der Balkanhalbinsel, insbesondere der infolge der Verletzung der Neutralität Griechenlands durch den Viererband in Mitleidenschaft gezogenen griechischen Gebiete.

(Vergl. hierzu die Karte auf Seite 451 der Nummer 3770.) Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Allgemeine Zeitung“ von Walter Emmersleben.



ERNST LÜBBERT. Im Feld gezeichnet. . . . Schützengräben an der Memel - Szudowa (Polen) Ostern 1915.

Vom östlichen Kriegsschauplatz: Schützengräben an der Memel.

Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Allgemeine Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. L. Ernst Lübbert, gefallen am 29. August 1915 bei einem Sturmangriff vor Grodno.

geradezu affenartiger Geschwindigkeit. Nach wenigen Minuten sah man nur noch die Spatenblätter in der Sonne blinken und die hochgeworfene dunkle Erde fliegen. Unaufhörlich rasselte unser Maschinengewehr die weitgedehnte Front entlang, manch einer sank still vornüber und grub nicht mehr — aber auch wir Schützen hörten nicht mit Feuern auf, das Ziel war zu dankbar, ganz langsam wurde geschossen und durchs Glas der Einschlag festzustellen. Soweit man blicken konnte, hatte das Vorgehen des Gegners aufgehört; das Gefecht stand; längst mußten die gefährdeten Kompagnien die Enge passiert haben. Da kam auch schon mein tüchtiger Adjutant

zurück und meldete, alles sei geborgen, aber auch einzelne Schützen des Gegners seien schon auf dem diesseitigen Seeufer. Da hieß es abbauen. In aller Ruhe wurde das ausgeführt. Erst wurde das Maschinengewehr zurückgebracht, dann gingen die Schützen zurück. So verschwanden wir im Hochwald. Es war auch Zeit, eben prasselte eine Feuerwelle russischer Schrapnells in die taum von uns verlassene Halde. „Jawoll, war einmal!“ spotteten unsere prächtigen Mäker. Aber noch war nicht alles überstanden. Die heimtückischen Einwohner hatten den großen Hochwald hinter uns in Brand gesetzt, welcher ihnen doch zu dumm, und bald wichen die Brüderchen Qualm wälzte sich uns entgegen. Was half es: „Durch“,

ein paar preußische Kommissärfel lassen sich durch das bißchen Blut nicht anfechten! Dann waren wir geborgen, der immer weiter um sich greifende Waldbrand mit seinem breit wallenden Rauch hemmte den Russen Weg und Einblick in unsere neue Stellung. Auch hier wollten uns die Brüderchen verdrängen. „Koste es, was es wolle!“ hatte der kommandierende General des XIX. russischen Korps in seinem Befehl gesagt. Aber sie liefen schon an, allein an Gefangenen verloren sie bei diesen Angriffen mehr, als unsere ganze Kavallerie betrug. Das war ihnen doch zu dumm, und bald wichen die Brüderchen dahin, woher sie gekommen.

Intus.

Das bulgarische Heer.

Das zum Eingreifen in den Weltkrieg bereit bulgarische Heer darf als ein bedeutender Faktor für die kriegerischen Vorgänge auf dem Balkan gelten. Das Übergangsstadium, in dem es sich nach Beendigung der beiden Balkankriege befand, darf als beendet gelten, so daß es jetzt ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale der Entscheidung zu werfen vermag.

Nach den kaiserlichen Jahresberichten für 1914 wird die Feldarmee aus 15 Infanteriedivisionen, 3 selbständigen Freiwilligenkorps, 1 Kavalleriedivision, zusammen mindestens 252 Bataillonen, 37 Eskadrons, 136 Feldbatterien — davon 81 Schnellfeuerbatterien, 23 bis 32 Gebirgsbatterien, 20 schweren Haubitzenbatterien — 9 Pionierbataillonen bestehen. Außerdem verbleiben dann noch 36 Landsturmabteilungen mit etwa 30 000 Mann.

Schon im Sommer 1913 durften die bulgarischen Streitkräfte auf 360 000 bis 400 000 Mann berechnet werden.

Die Friedenseinteilung besteht in 3 Armeespektionen mit 10 Divisionen, zusammen etwa 4000 Offizieren und 120 000 Mann. Die beiden Balkankriege haben die



Deutsche Offiziere beobachten vom Schloßberg-Turm aus die Stadt und das Gelände.



Das Muttergottesbild in der Ostra brama. Die mit Gold reichverzierte Reliquie befindet sich in der geöffneten Tür der Kapelle.

Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des Heeres aufs glänzendste bewiesen. Die gesamte männliche Bevölkerung vom 19. bis zum 46. Jahre stand damals fast ein Jahr lang unter den Waffen. Der Geist und die Mannszucht des Heeres bewährten sich während des ganzen Krieges aufs großartigste. Selbst die später eingestellten Mohammedaner schlugen sich damals schon vorzüglich, um so mehr wird heute auf sie als tapfere Kämpfer zu rechnen sein.

Die aktive Dienstpflicht beträgt bei der Infanterie zwei, bei allen anderen Truppen drei Jahre. Außerdem üben die Reservisten jährlich zwei bis vier Wochen. Die Offiziere ergänzen sich aus der Militärschule, der sogenannten Jünkerschule, in Sofia, die zwei Jahrgänge umfaßt, ferner aus Reserveoffizieren, die ein Jahr auf der Reserveoffizierschule ausgebildet werden. Die nicht mehr aktiven Offiziere bleiben bis zum 66. Lebensjahre dienstpflichtig. Für die Offiziere bestehen Altersgrenzen, für den Hauptmann 45 Jahre, Major und Oberstleutnant 50 Jahre, Oberst 55, Generalmajor 60, Generalleutnant 65 Jahre. Letztere können aber auch durch den König länger im Dienst belassen werden.

Die Unteroffiziere ergänzen sich aus den Divisionslehrbataillonen, den Regimentslehrkommandos, der Infanterie- und Artillerie-Reserveleutnantschule und der Militärschule zu Sofia.

Offiziere wie Unteroffiziere dürfen als besonders tüchtig gelten.

Die Bekleidung besteht bei Infanterie, Artillerie, Pionieren aus einem dunkelbraunen, bei der Kavallerie aus einem dunkelblauen Rod. Allgemein getragen wird die blaue Hose.

Die Bewaffnung besteht bei der Infanterie aus dem 8-mm-Magnumgewehr 88 und dem Mannlicher-Gewehr 95. Die Kavallerie führt Säbel und 8-mm-Magnumgewehr 95. Die Feldartillerie hat Schnellfeuergeschütze Schneider-Canet 1903, Schnellgebirgsgeschütze Krupp 7,5 cm 1905, die Fußartillerie Krupp- und Schneider-Canet-Geschütze. — Oberster Kriegsherr ist der König, der

General Jelow zum Oberbefehlshaber im Kriege ernannt hat.

Die Wehrkraft des Landes wird aufs vollste ausgenutzt, die Ausbildung hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und so darf das bulgarische Heer heute als das am besten organisierte und ausgebildete der Balkanstaaten gelten. v. B.

Kriegschronik.

29. September 1915. (Fortf. v. S. 500.)

Auch in der Champagne blieben alle feindlichen Durchbruchversuche erfolglos. Ihr einziges Ergebnis war, daß der Feind nordwestlich Souain in einer Strecke von 100 m noch nicht wieder aus unserem Graben vertrieben werden konnte. An dem unweitigen Widerstande indischer Bataillone sowie des rheinischen Reservebataillons 65 und des westfälischen Infanterieregiments 153 brachen sich die unausgeseht vordringenden französischen Angriffswellen. Die schweren Verluste, die sich der Feind bei dem oft wiederholten Sturm gegen die Höhen bei Maillages zuzog, waren vergeblich. Die Höhen sind restlos von unseren Truppen gehalten. Die Versuche der Franzosen, die bei Jille-Morte verlorenen Gräben zurückzuerobern, scheiterten, die Gefangenenzahl erhöhte sich.

Der Angriff südwestlich von Dürenburg ist bis in Höhe des Swenten-Sees vorgedrungen. Südlich des Drijwath-Sees und bei Postawj dauern die Kavalleriegefechte an.

Unsere Kavallerie hat, nachdem sie die Operationen der Armee des Generalobersten v. Eichhorn durch Vorgehen gegen die Planken des Feindes wirksam unterstützt hatte, die Gegend bei und östlich von Wilesta verlassen; der Gegner blieb untätig. Westlich von Wilesta wurden unvorsichtig vorgehende feindliche Kolonnen durch Artilleriefeuer zerprengt. Zwischen Smorgon und Wischnow sind unsere Truppen in heftigen Fortschritten. Von der Heresgruppe des Generals v. Eisingen sind die Russen hinter den Kornin und die Butilowka geworfen.

Die Lage in Ostgalizien und an der Itwa ist unverändert. Feindliche Abteilungen, die westlich von Larnopol vorzudringen versuchten, wurden durch Feuer vertrieben. Im wohnstlichen Festungsgebiet waren österreichisch-ungarische Truppen den Gegner aus allen westlich der oberen Butilowka eingerichteten Nachbatterungen. Weiter nördlich erstürmten sie das zäh verteidigte Dorf Boguslawka.

Ein auf der Hochfläche von Wielgereuth nördlich des Goston angelegter italienischer Angriff brach nach kurzem Feuergefecht zusammen. Gegen den Wzli Wch und den Tolmeiner Brückenkopf begann gestern nachmittag ein sehr heftiges Artilleriefeuer, dem abends je ein Angriff auf den genannten Berg und bei Tolje folgte. Beide Angriffe wurden abge schlagen.

30. September 1915.

Der Feind setzte seine Durchbruchversuche gestern nur in der Champagne fort. Südlich der Straße Menin-Ypern wurde eine von zwei englischen Kompagnien besetzte Stellung in die Luft gesprengt. Nördlich Loos schritt unser Gegenangriff langsam vor. Südöstlich von Souchez gelang es den Franzosen, an zwei kleineren Stellen in unsere Linien einzudringen; es wird dort noch gekämpft. Ein französischer Teilangriff südlich Arras wurde leicht abgewiesen. Zwischen Reims und Argonne



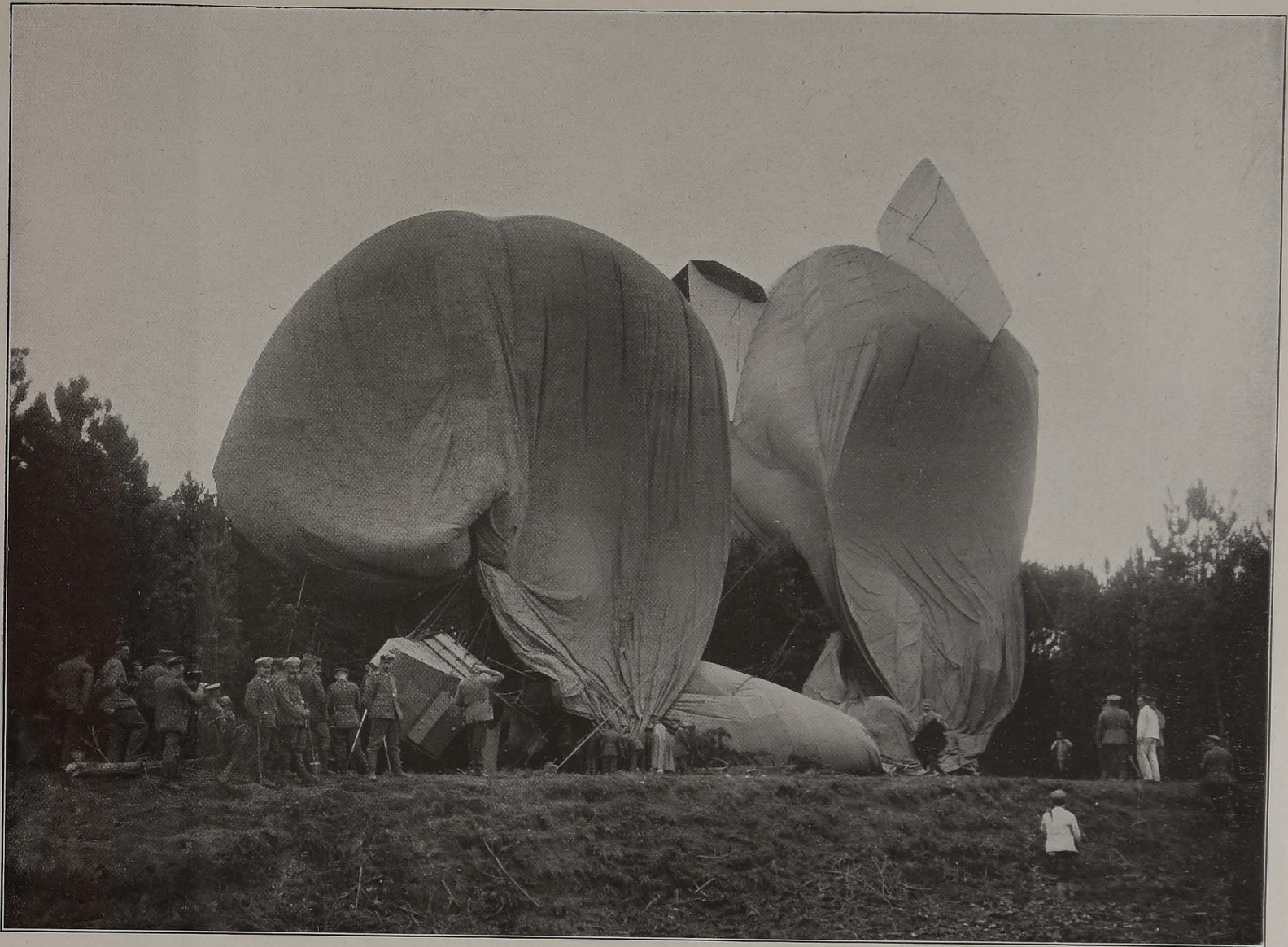
Teilansicht der Stadt nach der Einnahme.

Aus der von der Armee des Generalobersten v. Eichhorn am 18. September eingenommenen russischen Stadt Wilna.



Zur Eroberung der russischen Niemenfestung Rowno am 18. August 1915: Straßenkämpfe in Rowno.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem auf dem künftigen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Reinhard Pfaeher von Othegraben.



Das neueste französische Luftschiff „Alface“ nach seiner unwillkürlichen Landung hinter den deutschen Linien in der Gegend von Rethel am 3. Oktober 1915. (Phot. S. Georgi.)

waren die Kämpfe erbittert. Südlich St. Marie-à-Py brach eine feindliche Brigade durch die vorderste Grabenstellung durch und stieß auf unsere Reserven, die im Gegenangriff dem Feinde 800 Gefangene abnahmen und den Rest vernichteten. Alle französischen Angriffe zwischen Straße Somme-Py-Souain und Eisenbahn Challerange-St. Ménehould wurden gestern, teilweise in erbittertem Nahkampf, unter schweren feindlichen Verlusten abgewiesen. Heute früh brach ein starker feindlicher Angriff an der Front nordwestlich Maiffes zusammen. Nordlich Maiffes ging eine dem flutierenden Feuer sehr ausgesetzte Höhe (191) verloren.

Südlich von Düna-burg ist der Feind in die See-Engen östlich von Wesselowa zurückge-drängt. Die Kavalleriekämpfe zwischen Tryswaty-See und der Gegend von Postaw waren für unsere Divisionen erfolgreich. Östlich von Smotgon ist die feindliche Stellung im Sturm durchbrochen. Es wurden 1000 Gefangene (darunter 7 Offiziere), 4 Maschinengewehre erbeutet. Südlich von Smotgon dauert der Kampf an.

Kriegs-wirtschaftslehre.

Von Professor Dr. Georg v. Mayr, Kaiserl. Unterstaatssekretär 3. D.

Es ist bisher nicht üblich, aber, wie ich glaube, ganz zweckmäßig, die Gesamtheit der Darlegung des Wissens vom Wirtschaftsleben der Menschen als „Wirtschaftslehre“ schlechthin

zu bezeichnen. Diese Wirtschaftslehre umfaßt zwei hauptwissenschaftliche und drei nebenwissenschaftliche Bestandteile.

Der eine dieser hauptwissenschaftlichen Bestandteile ist — unter methodischer Zerteilung der Betrachtungsweise — der allgemeinen Erforschung der Grundlagen und der Gestaltung des gesellschaftlich sich fortwährend entwickelnden

menschlichen Wirtschaftslebens gewidmet. Dabei kann das Forschungsziel die allgemeine abstrakte Erkenntnis der wirtschaftlichen Zustände und Erscheinungen sein, oder es kann die nächste Aufgabe der Forschung die Erkenntnis der Besonderheiten der gesellschaftlichen Wirtschaftsvorgänge sein, wie sich solche vor allem in den Hauptgruppen der Gütererzeugung, sodann weiter bei jenen des Handels und Verkehrs und des Verbrauchs gestalten, unter gleichzeitiger besonderer Berücksichtigung der positiven Einflußnahme der öffentlichen Gewalt auf den Gang der in der Hauptsache als freier wirtschaftlicher Prozeß sich entfaltenden Wirtschaftsvorgänge. Dieses Stück der Wirtschaftslehre wird herkömmlich als Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre mit der Zerteilung in die theoretische oder allgemeine und die spezielle oder praktische Nationalökonomie, bzw. Volkswirtschaftslehre bezeichnet.

In der neuesten Zeit wird auch auf gesonderte Auslese der zwischen dem Wirtschaftsleben der einzelnen abgegrenzten Völker bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen und Zusammenfassung des in dieser Beziehung feststellbaren besonderen Wissens in der „Weltwirtschaftslehre“ Gewicht gelegt. Gegen solche Sonderzusammenfassung des weltwirtschaftlichen Wissens ist nichts einzuwenden; nur muß beachtet werden, daß auch die für den engeren Rahmen der Volkswirtschaft durchgeführten Studien alle wissenschaftlichen Grundlagen für die wirtschaftswissenschaftliche Bewertung der weltwirtschaftlichen



Zur Anwendung giftiger Gase durch unsere Feinde bei ihrer gegenwärtigen Offensive im Westen: Ein Experiment hinter der französischen Front. Nach einer französischen Aufnahme.

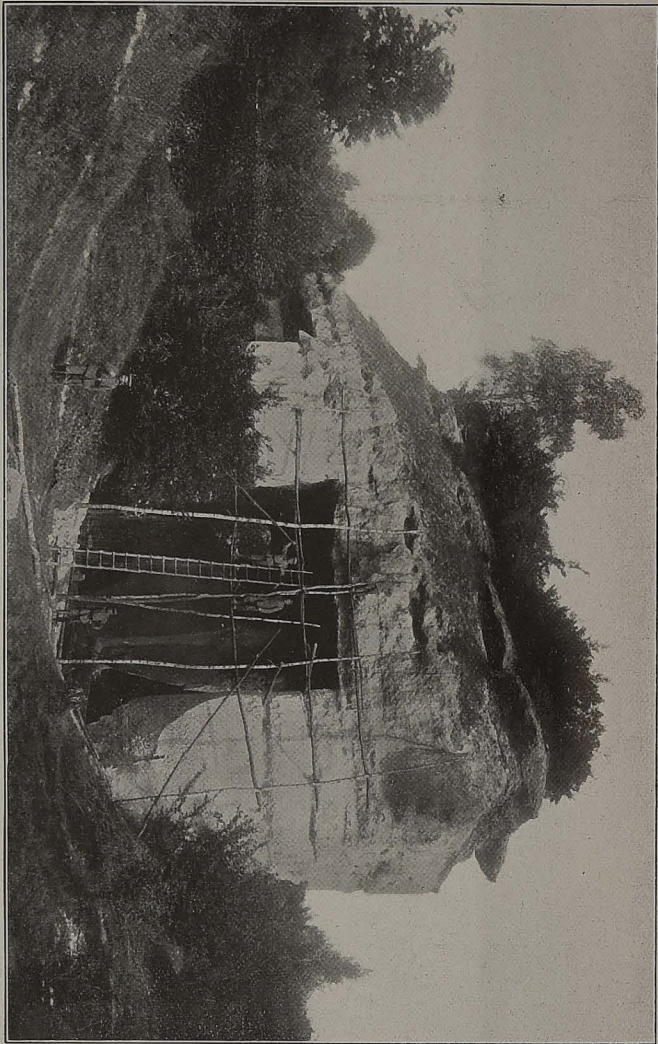
Vom westlichen Kriegsschauplatz.



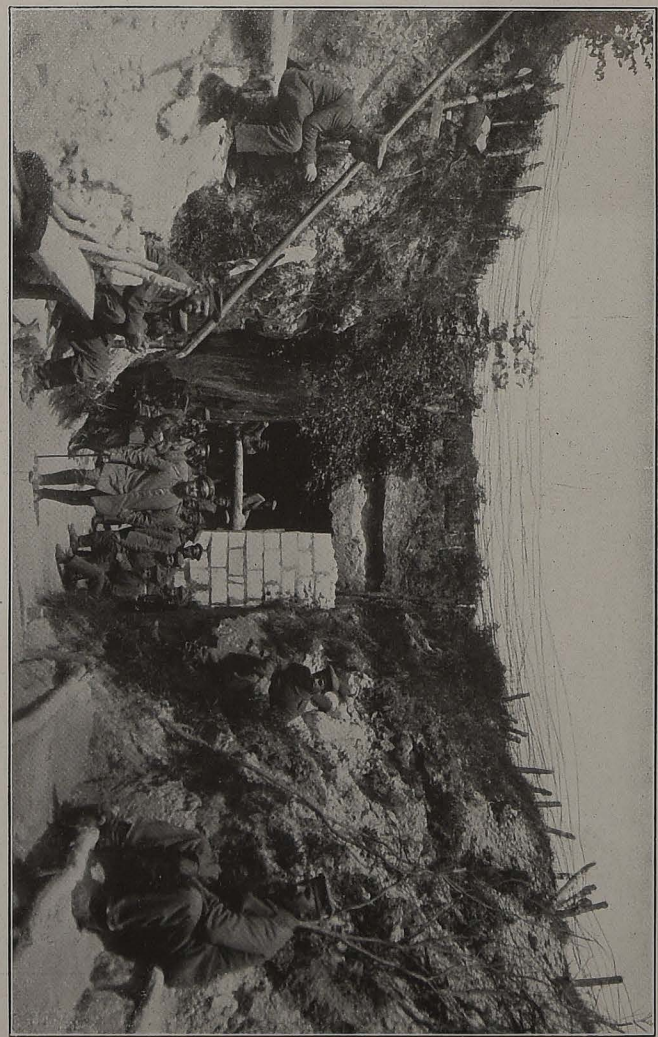
Soldaten verteidigen eine Höhe, um sich in den vorbereiteten Gräben zu bergen. Vom westlichen Kriegsschauplatz: Steinhöhlen bei Nilly in der Nähe von Eging als Unterfluchtstätten für unsere Soldaten. Nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Saedel.



Eingang zu der 80 m vom Feinde entfernten Steinhöhle.



Der „Bismarckfelsen“. Soldaten bringen die Infanterie an.



Eine durch Durchsuchung gefundene Höhle.



Erste Hilfeleistung im Schützengraben während eines deutschen Sturmangriffs auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Nach einer farbigen Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstadt.

Beziehungen enthalten und das Hinausgreifen des Wirtschaftslebens über das konkrete volkswirtschaftliche Gebiet hinaus in das Weltwirtschaftliche als einen wesentlichen Bestandteil der kulturell entwickelten Volkswirtschaft unteruchen.

Der andere der hauptwissenschaftlichen Bestandteile der Wirtschaftslehre ist die Lehre von den wirtschaftlichen Zuständen und Erscheinungen, die sich bei den verschiedenen Zentren der einzelwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit und Haushaltsführung im Gesamtgebiete der gesellschaftlich entwickelten Volkswirtschaft ergeben. Dieser hauptwissenschaftliche Bestandteil der Wirtschaftslehre ist schon seit längerer Zeit, dank insbesondere hier einschlagender deutscher Geistesarbeit, zu anerkannter Selbstständigkeit gelangt, insofern dabei die Haushaltstätigkeit der öffentlichen Gemeinwesen mit der Ausgestaltung einerseits eigener Erwerbstätigkeit dieser Gemeinwesen und andererseits ihres Zugriffs auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit ihrer Angehörigen in Frage kommt. Dieser wirtschaftliche Wissenszweig ist die Finanzwissenschaft. Erst in der Entwicklung begriffen ist der Rest des hier in Frage stehenden Erkenntnis eigenartiger wirtschaftlicher Zustände und Erscheinungen, das zusammenfassend als Privatwirtschaftslehre bezeichnet werden darf, die in ihrem vollen Ausbau die Erkenntnis einerseits der privaten Erwerbstätigkeit, andererseits des privaten Haushalts einschließt.

Neben diesen beiden hauptwissenschaftlichen Bestandteilen der Wirtschaftslehre kommen als nebenwissenschaftliche Bestandteile die speziell dem Wirtschaftlichen zugewendeten Erkenntnisreife anderer selbständiger Wissenschaften in Betracht. Solche Wissenschaften sind die Geschichte, die Statistik und die Geographie, die zur Wirtschaftslehre als deren Hilfswissenschaften die schon seit längerer Zeit ausgebildete Wirtschaftsgeographie und neuzeitlich weiter die noch in den ersten Entwicklungsstadien befindliche Wirtschaftsstatistik und Wirtschaftsgeographie abgeben.

Diese ganze wissenschaftliche Erfassung des Wirtschaftslebens ist, abgesehen von gelegentlicher Erwähnung der Einflüsse bestimmter kriegerischer Ereignisse auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Volks, zumal in den grundlegenden Betrachtungen der Volkswirtschaftslehre, durchaus auf den Frieden abgestellt.

Nunmehr verlangt unter dem Donner der Kanonen der Krieg auch auf dem wirtschaftswissenschaftlichen Gebiet sein Recht. Seit den jüngsten Balkankriegen, dem unmittelbaren Vorpiel des heutigen Weltkriegs taucht in der Literatur die Bezeichnung „Kriegswirtschaftslehre“ auf, zuerst angewendet von einem Forscher (Professor Neurath) in dem verbündeten Österreich-Ungarn, dem Nachbarstaat des Herzentfelds auf dem Balkan, von dem aus so bald darauf durch die Stichflamme aus Serbien der Weltbrand sich entzündete sollte.

In dieses Zeitalter des gewaltigsten Weltkriegs fällt die Geburt und die daran sich anschließende Wachstumsentwicklung der Kriegswirtschaftslehre. Nach dem Werdegang des Entwicklungsprozesses der Differenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen liegt hier der auch sonst in der Neuzeit stark hervortretende Fall vor, daß ein neues Wissensgebiet weniger durch die Zerlegung eines bisher einheitlich zusammengefaßten Wissens in selbstständige Untergruppen entsteht, als vielmehr aus der neuen Zusammenfassung eigener gearteter Wissensgebiete, das aus verschiedenen schon lange lebendigen Wissensgruppen entnommen wird, mit dem Enderfolg, daß so ein neues selbstständiges Wissensgebiet entsteht. So ist z. B. in der Friedenszeit die selbstständige Verkehrswissenschaft entstanden und die selbstständige Arbeitswissenschaft im Werden. Auf diesem Wege entwickelt sich auch die neue Kriegswirtschaftslehre, indem sie alle einzelnen Wissensgebiete des gesamten Wirtschaftswissens auf die bei ihnen

einschlagenden — in der Hauptsache bisher fast gar nicht gewürdigten — Kriegsercheinungen und Kriegswirkungen untersucht und zusammenfassend das Gesamtergebnis des so erlangenen eigenartigen Wissens darlegt.

Dabei ergeben sich bei der Ausföhrung dieses Gedankens der Zusammenfassung eigenartigen Kriegswirtschafts-



Des Bayern Aufwachen aus der Narzose: „A Bier will i ham!“ Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grottemeyer.

wissenschaftlichen Wissens zwei voneinander wohl unterscheidbare Hauptgruppen der zu erfassenden wirtschaftlich bedeutsamen Kriegsercheinungen:

a) Der Krieg selbst als eine auch wirtschaftliche Erscheinung, bzw. Unternehmung, und zwar eine freiwillige oder aufgezwungene Unternehmung. In ausgesprochener Weise tritt dies hervor bei der Finanzierung des Kriegesunternehmens. Aber es gehört weiter hierher die wissenschaftliche Untersuchung erziehtlicher oder doch tatsächlich sich

Kriegsunternehmens — das, wie bereits erwähnt, ein freiwilliges oder ein aufgezwungenes Unternehmen sein kann — mit zu berücksichtigen haben.

b) Die besonderen Wirkungen, welche der Krieg auf das gesamte Wirtschaftsleben des Volkes — in der engeren volkswirtschaftlichen und der weiteren weltwirtschaftlichen Ausgestaltung — abgesehen von der Individualbeteiligung der staatsführenden Gemeinwesen als solchen je nach dem Erfolg oder Mißerfolg des Kriegsunternehmens in weiterer Erstreckung hervorruft. Dabei kommen nicht bloß die Untersuchungen solcher Einwirkung auf die tatsächliche Entfaltung des Wirtschaftslebens in Betracht, sondern auch die erkennbaren modifizierenden Rückwirkungen auf grundlegende theoretische Auffassungen.

Als Anhang ergeben sich dazu Ausblicke auf Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsstatistik in Kriegsbeleuchtung.

Siehe nach ergibt sich in knappster Fassung folgendes Programm einer vollausgestalteten Kriegswirtschaftslehre:

1. Theoretische oder allgemeine Kriegswirtschaftslehre.

Wenn man der üblichen Ausgliederung der gesamten Friedenswirtschaftslehre folgt, so ergibt sich als erster grundlegender Bestandteil der Kriegswirtschaftslehre die theoretische oder allgemeine Kriegswirtschaftslehre. Dieser fällt eine doppelte Aufgabe zu.

Zu erforschen ist das Wesen der wirtschaftlichen Grundbegriffe in ihrer besonderen Gestaltung, insbesondere als Kriegsbedürfnisse, Kriegsgüter und als Kriegsunternehmung überhaupt vom Standpunkt ihrer zu abstrakter Gesamtkenntnis führenden Bedeutung im ganzen.

Weiter ist geboten die Sonderforschung der eigenartigen Reflexwirkungen des Krieges auf die allgemeinen volks- und weltwirtschaftlichen Erscheinungen, und zwar in Produktion, Verkehr und Verbrauch im allgemeinen, sowohl bei den Kriegführenden wie bei den Neutralen.

Beispielsweise sei hingewiesen auf die durch den Krieg veranlaßten Produktionsercheinungen sowohl in Behinderung als im einzelnen auch im Anreiz zu gewissen Produktionen, namentlich aber auch in der Ausgestaltung weitgehender Anpassungsfähigkeit der in der Kriegszeit überkommenen Produktionsweise an die neuen unmittelbaren Kriegsbedürfnisse in der Munitions- und überhaupt in der gesamten Kriegsausrüstungsfrage. Weiter gehört beispielsweise hierher die Zerlegung der eigenartigen Geld- und Kreditverhältnisse im Krieg und weiter der gleichfalls eigenartigen Verbrauchsercheinungen im besonderen der Verbrauchssteigerungen einerseits (neuzeitlich namentlich der Munition, was ja sogar dem angeblich gegen den „Militarismus“ so feindseligen England einen „Munitionsminister auf Kriegsdauer“ gebracht hat!) und den Verbrauchsminderungen andererseits, im allgemeinen wie auch konzentriert auf einzelnen Güterarten, z. B. bei dem Nahrungsmittelverbrauch und dem Verbrauch anderer Güter, die zugleich auch Kriegsbedarf sind.

2. Praktische oder spezielle Kriegswirtschaftslehre.

Einleitend ist in einem allgemeinen Teil namentlich die Eigenart der speziellen Kriegswirtschaftslehre Eingriffe in das freie Spiel der friedlichen Wirtschaftskräfte darzulegen. Dabei handelt es sich namentlich um die

Bedingungen und um die Art der autoritären Zwangsgeltendmachung der Gemeininteressen in gesteigertem Grad; insbesondere um die Ausgestaltung dieser Eingriffe gegenüber den Produktionsfaktoren Boden, Kapital und Arbeit sowie dem Unternehmertum. Dabei ergeben sich auch die Ausblicke auf Heranziehung feindlicher (befehten) Bodens und Kapitals sowie feindlicher Arbeitskräfte (darunter auch die Gefangenenarbeit) zur nationalen Produktion. Im

besonderen ist auch der besonderen Ausgestaltung scharfen Eingriffs der öffentlichen Gewalt zur Gewährleistung der Bedarfsdeckung zu denken, die durch kriegserforderliche Unternehmungen zu liefern sind.

In diesen allgemeinen Teil der praktischen Kriegswirtschaftslehre reißt sich dann ein ausführlicher reichgegliederter spezieller Teil, auf dessen Inhalt hier in einzelnen nicht eingegangen werden kann. Hier sind der Reihe nach vor allem für die einzelnen Produktionszweige, sodann für Handel und Verkehr sowie schließlich auch für die Hauptgruppen der Konsumtion seitens der tatsächlichen Reflexwirkungen des Kriegs und zweitens die besonderen einschlägigen Eingriffe der öffentlichen Gewalt in ihrem vollen Detail zu unteruchen.

Bei vollstem Ausbau der Kriegswirtschaftslehre könnte man auch noch besondere Untersuchungen über die in der einleitenden Darlegung erwähnte, zur Zeit erst in der Ausbildung begriffene Lehre von der gesamten einzelwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit und Haushaltsführung vom Standpunkte des Kriegseinflusses machen. Doch mag im allgemeinen das, was darüber an Kriegseinfluß in der allgemeinen und besonderen Kriegswirtschaftslehre vorgebracht wird, vorerst genügen. Nur eine Haushaltsführung, nämlich die des Staates, ist in ihrer Kriegsercheinung schon jetzt eingehend darzulegen, woraus sich die nachstehend näher charakterisierte „Kriegsfinanzwissenschaft“ ergibt.

3. Kriegsfinanzwissenschaft.

Vor allem ist hier die gesamte Finanzierung des Kriegs und die verschiedene dabei sich bietende Wahlmöglichkeit oder Zwangsnötwendig-



Der hochgeschraubte Scheinwerfer in Leuchttstellung.

keit zu unteruchen; mit sorgfamer Auseinandersetzung des Soll und des Ist, der Erwartung und der Wirklichkeit nach vorliegenden Kriegsfinanz-Erfahrungen.

Weiterhin ist sodann in reicher sachlicher Ausgliederung eine Untersuchung durchzuführen über die Reflexwirkungen des Krieges auf die Finanzen der Gemeinwesen, insbesondere des Staats, des kriegführenden Siegers und Besiegten wie auch des neutralen Staats. Dabei sind zu unterscheiden: die Maßnahmen der finanziellen Kriegsbereitschaft im vollen Frieden, die Maßnahmen bei unmittelbarer drohendem und jene bei ausgebrochenem Kriegszustand, welche die Bereitstellung der unmittelbar und fortwährend immer wieder neu erforderlichen Mittel bezwecken. Endlich sind auch die Maßnahmen des Siegers wie des Besiegten zu unteruchen, welche nach Friedensschluß die Sanierung der Finanzen herbeiführen be-
stimmt sind.

Im einzelnen sind dabei die Sonderwirkungen des Kriegs auf die einzelnen Hauptgruppen

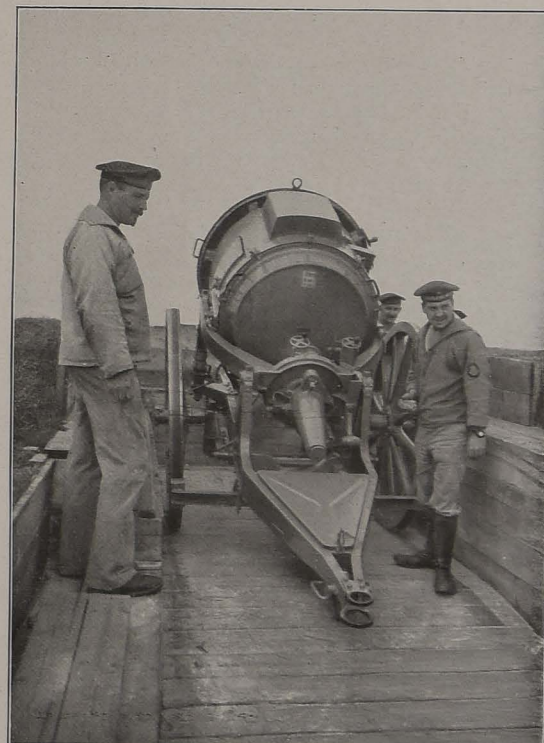


Der Wagen mit dem Motor und der Dynamomaschine für die Erzeugung des elektrischen Stromes.

und Arten der Staatseinnahmen, die Erwerbsverluste, die Gebühren, die Interessentenbeiträge und insbesondere auf die Steuern im allgemeinen und deren einzelne Arten im besonderen zu unteruchen.

Weiter sind die Probleme der Ausgabegestaltung und das Maß der möglichen Rücksticht auf das Sparprinzip zu erörtern. Auch wird dem gesteigerten öffentlichen Schuldenwesen als Kriegsfolge und insbesondere der Einrichtung der Schuldentilgung besondere Berücksichtigung zuzuwenden sein.

Daß bei vollem Ausbau der Kriegswirtschaftslehre auch noch besondere wirtschaftsgeschichtliche, wirtschaftsgeographische und wirtschaftsstatistische Fragen in Betracht kommen, ist schon bemerkt. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß von den besonderen Kriegswirtschafts-geographischen Studien namentlich jene über die wirtschaftlichen Erscheinungen in den verschiedenen wirtschaftlich ein verschiedenes Gepräge tragenden Teilen des gesamten befehten Gebiets bedeutsam sind. Sehr bedeutsam sind auch die allgemeinen Beziehungen von Krieg, Kriegswirtschaft und Statistik, die



Eine Scheinwerferstellung an der flandrischen Küste.

aber hier nicht nebenbei erledigt werden können.

Zum Abschluß dieser knappen Übersicht des Wissensgebietes der neuen Kriegswirtschaftslehre habe ich unter Bezugnahme auf eine oben bereits gemachte Andeutung nur noch darauf hinzuweisen, daß gewissermaßen als Anhang zu dieser Lehre auch die Grundzüge der speziell wirtschaftlichen Seiten der Kriegs-Sozialpolitik — die im übrigen eine analoge Ergänzung der allgemeinen Sozialpolitik bildet, wie die Kriegswirtschaftslehre zur Wirtschaftslehre überhaupt — zu behandeln sind. Auch dieser Anhang zerfällt in zwei Hauptteile. Einerseits ist zu unteruchen die durch den Krieg neu geschaffene sozialpolitische Fürsorge für dieser Fürsorge bedürftige besondere soziale Schichten, andererseits sind die Einwirkungen des Kriegs auf bestehende allgemeinen sozialpolitischen Fürsorgearten und die Anpassung derselben an den Kriegszustand darzulegen, und zwar hier im Anhang zur Kriegswirtschaftslehre in summarischer Übersicht mit besonderer Betonung der wirtschaftlichen Seite derselben.



Der schwere Scheinwerfer-Zug wird abends in Stellung gebracht. Zur Deckung gegen Fliegersticht ist der Wagen mit Riesenweigen mastiert.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Die Verwendung des Scheinwerfers.

Weltwende. Der Roman eines Volkes.

Von Karl Hans Strobl.

(3. Fortsetzung.)

Valeska läutete heftig an der Tür ihrer Wohnung. Es war gegen Mitternacht, und Meta Lind kam, um zu öffnen, in einem violetten Unterrock und weißer Nachtjacke, die vorne zusammengenommen und kreuzweise in den Bund des Rockes gesteckt war.

Wenn Ulrich Mittentzwey das Mädchen ein verwachsenes Ding nannte, so war das zu viel gesagt. Ihr Kopf war tief in die Schultern geduckt, die etwas stärker geraten waren, als Frauen ansteht, ihr Rücken verlief etwas krumm zu knabenhaft engen Hüften, die Beine standen dünner unter dem violetten Unterrock hervor, als sie einem sonst bei Regenwetter oder beim Aufsteigen auf die Straßenbahn zu Gesicht zu kommen pflegen. Ohne gerade irgendwie im einzelnen unangenehm zu wirken, hinterließ das Ganze ihrer Erscheinung doch den Eindruck eines Mangels an Ebenmaß, an jenem edeln Fluß der Linien, durch den Frauen die innere Melodie der Straßen und der Gesellschaft führen. Daran konnte auch das schöne bronzefarbene Haar nichts ändern, dessen Fülle das Mädchen offen ausgebreitet über Schulter und Rücken trug.

Es roch nach Kamillentea. „Du hast dir das Haar gewaschen?“ fragte Valeska, indem sie ihren Mantel an einen der überlasteten Haken im Vorzimmer hängte.

Meta lächelte entschuldigend, denn Valeskas Haar war ihr Kummer, und es sollte gewiß nicht so aussehen, als wollte sie den unbändigen Wuchs ihres eigenen gegen die Dürftigkeit der Freundin ausspielen. „Es ist auch schon wieder drei Wochen her!“

Valeska piff durch die Zähne und schritt geradeswegs auf den Spiegel zu. Sie zog die Lippen zurück, und ihr weißes Gebiß leuchtete in der Unergründlichkeit des Glases. Meta Lind aber hatte schwarze, zerkaute, bröckelige Stummeln im Munde.

Das Mädchen nahm einen Teller aus dem Ofen. „Es gibt Wurst, und draußen sind noch zwei Bücklinge.“

„Ich danke dir, Meta, wir haben schon zur Nacht gespeist.“

„Wart ihr vergnügt?“

„Sehr!“

„Wie sind seine Freunde?“

„Der eine, der sieht aus wie ein verregnetes Huhn.“ Valeska spreizte die Finger der rechten Hand und drehte sie wie ein Wirbelwind durchs Zimmer. „Mit dem ist nichts. Der andere ist lustig, aber, mein Gott, hat Ansichten... ein Sozialdemokrat, ein Anarchist, ich sage dir! Der dritte aber, der gefällt mir. Mit dem läßt sich reden. Leider verlobt, sonst... armer Ulrich! Könnst' mir leid tun.“

„Willst du nicht wenigstens eine Flasche Bier? Ich habe sie ins Fenster gestellt.“

Valeska hatte aufgehört, sich zu bewundern, nun faßte sie die Freundin an der Schulter und drehte sie wie ein Wirbelwind durchs Zimmer. „Meta... Meta... die Welt ist lustig. Lustig sein, Ljebste, niemals den Kopf hängen lassen.“

Noch ein wenig atemlos vom Mitternachtstanz setzte Meta die Bierflasche auf den Tisch, holte ein Glas aus dem Küchenschrank, sah hindurch, ob nicht etwa ein Stäubchen oder Fleckchen daran hafte, und wischte es zu allem Überfluß noch einmal sorgsam aus. Sie drückte mit beiden Daumen gegen den Patentverschluß, der Porzellanknopf mit seinem Kautschukringlein baumelte gegen das Glas, Schaum quoll im Flaschenhals empor.

Valeska hatte inzwischen den Rock sinken lassen. „Bitte, mach mir die Bluse auf!“ sagte sie, indem sie der Freundin den Rücken zuwandte. Meta mußte sich recken, um die obersten Druckknöpfe zu erreichen, ihre Arme wuchsen ihr unschön aus den Achseln, sie erinnerte irgendwie an einen gedrungenen Käfer, der mit seinen krummen Vorderbeinen etwas umklammert. Jetzt konnte Valeska die Bluse abstreifen; sie rieb mit hastigen Strichen die bloßen Arme, als wolle sie die Haut röten und erwärmen. Dann wandte sie sich, murmelte zwischen den zusammengepreßten Lippen: „Ach, du!“ und gab der Freundin einen zärtlichen Backenstreich.

Meta lächelte glücklich.

Das Bier kollerte glucksend aus der Flasche ins Glas. Valeska hatte sich in einen der altertümlichen, tiefen, weichen Stühle geworfen, die durch den Ruck des Körpers so zusammengepreßt wurden, daß man dem Boden ziemlich nahe saß, während die Knie emporstarrten. Sie saß im Unterrock und im Niederleibchen, das von einem blauen Band durchflochten war, aber auf dem Kopf wippte noch immer der phantastische Hut. Vor ihr schäumte das Bier mit leisen Geräuschen im Glas. Sie startete es an, stützte die Arme auf die Knie und legte das Gesicht in die Hände, jede Wange in eine Hand. Der große Hut, von dem sich ein halber Vogelkörper aus Zittergras erheben zu wollen schien, beschattete Gesicht und Schultern.

„Leska,“ sagte Meta leise, „und er... wie war Ulrich?“

Eine Hand löste sich von der Wange, kam aus dem Schatten und erfaßte das Glas. Mit zwei durstigen Schlucken war es leergetrunken, hart wurde es hingestellt.

„Ulrich? Ljängweilig. Hat immer seine Geschäfte im Kopf. Heute wieder hat er mit diesem Supp über Aktien gesprochen. Als ob er so viel Geld hätte, armer Teufel, daß er nicht weiß, wohin. Er wird noch Dummheit machen. Mein Gott, ljangweilig ist er, ljangweilig.“

„Wenn er einmal wirklich eine Dummheit macht, so wird er sie deinetwegen machen.“

„Er hat zu viel Grundsätze. Von vorne bis hinten ein Grundsatz. Offizier soll lustig sein, Offiziersstand ist ein lustiger Stand.“

Meta Lind begann ihr Haar zusammenzuwinden und in Zöpfe zu flechten. „Das stimmt auch nicht mehr ganz, der Offizier von heute ist nicht mehr der flotte Übermut aus den Operetten. Ich habe einen Vetter auf der Kriegsschule, der sagt immer: ‚Der Krieg ist eine Wissenschaft.‘ Wer etwas leisten will, muß ein halber Gelehrter sein. Sie haben eine große Verantwortung, und das geht schon bis zum Frontoffizier hinunter. Ulrich ist ein schwerer Mensch, du kannst glücklich sein, daß er dich liebt.“

Aber Valeska war nicht gestimmt, mitten in der Nacht noch eine Abhandlung über den Ernst des Soldatenstandes anzuhören. Sie warf den Oberkörper empor, schob die verschlungenen Hände unter den Nacken und streckte die Beine aus: „Ach was! Gib mir Zigarette!“

Während sie blaue Rauchringe erzeugte, sah Meta mit inniger Bewunderung, wie vollkommen dieser Körper durch die Kurven des alten Sitzmöbels floß. Der Hut war nach hinten gesunken, der halbe Vogel pickte mit dem Schnabel gegen den morschen Stoff des Rückenbezuges. Metas Blick blieb auf Valeskas linkem Bein, nahe über dem Schuhrand, haften.

„Leska,“ sagte sie, „dein linker Strumpf hat ein Loch. Zieh morgen ein Paar andere an, ich will dir's stopfen.“

Valeska blies weiter ihre blauen Ringe, Meta war in die Nebenkammer gegangen. Man hörte, wie sie die Betten für die Nacht zurecht machte. Nach einer Weile kam sie zurück und blieb zögernd hinter der Freundin stehen. Sie legte beide Hände auf die Lehne des Stuhles und beugte sich über das Gesicht der Polin, bis ihre Blicke fest ineinanderflossen. „Leska,“ ihre Stimme war dunkler und minder dünn als vorhin, „soll ich ihm schreiben?“

Da wich Valeskas Blick aus dem ihren. Das Mädchen hob den Kopf, und der Vogel baumelte schwer nach vorne.

„Meinetwegen!“ sagte sie und erhob sich, um sich im Nebenzimmer vollends zu entkleiden.

Meta Lind stand eine Weile da, mit über den Leib gefalteten Händen, wie alte Frauen, die sich über etwas verwundern, und hörte zu, wie es nebenan im Waschbecken sprudelte und plätscherte. Dann war ein Stöhnen und Gähnen und ein Aufseufzen tiefer Befriedigung.

„Meta, paß auf!“ rief die helle Stimme.

Und gleich darauf kam etwas aus dem gering beleuchteten Nebenraum ins Helle geflogen, und das war nichts anderes als der phantastische Hut, und es sah so aus, als hätte der Vogel nun endlich doch seine Absicht verwirklicht und wie der Schwan Kleban alles drum und dran mitgenommen.

Meta fing das Geflatter so sorgsam wie möglich mit zarten Händen. Während sie den Hut in den Schrank tat, krachte nebenan das Bett. „Gute Nacht,“ sagte Valeska, „bin hundemüde.“

Noch ein Weilchen, und alles war ganz still. Die Nacht drückte schwere, tiefe Akkordmassen ins innere Gehör Metas, ein Rauschen lief eine Folge unendlicher Saiten dahin, die von der Erde bis in den Nachthimmel gingen. Sternbilder waren die Wirbel daran, und der Resonanzboden war eine ganz dunkle, träumende Erde.

Jetzt konnte Meta den Schreibtisch öffnen und ein veilchenblaues Briefpapier über seine Platte breiten. Das grüne Tuch, das ihn überzog, war an vielen Stellen zerschnitten und mit fetten Flecken getränkt. Das waren Spuren von Valeskas Nähversuchen, bei denen sie die Schere handhabte, als gälte es, Hühneraugen zu operieren, und Abbildungen von ihren Butterbrotchen, die sie ohne Vorsichtsmaßregeln am Schreibtisch zu verzehren pflegte.

Meta schob den Briefbogen zurecht, atmete den feinen Hauch, der aus ihm strömte, und als würde sie von ihm entzückt, wie die Pythia vom Brodem unter ihrem Dreifuß, begann die Spitze der Feder über dem Papier zu zittern. Sie schrieb:

„Geliebter!

Mehr als die halbe Nacht ist vorbei, ich bin müde, aber meine Liebe hält mich wach, um noch ein wenig in Deiner Nähe zu sein, indem ich Dir schreibe. Wie wenig haben wir heute voneinander gehabt, welch ein Tag, ich weiß nicht, ob ich ihn als Gewinn oder als Verlust buchen soll. Wie schön hätte es sein können, bei diesem Glanz der Welt, dieser starken und frohen Zuversicht überall, die nur all das Edle wiederholt, was die Natur in Deiner Seele vorbildlich erschaffen hat. Wirklich, es ist mir, alles Schöne und Große in der Erscheinungswelt sei von Dir abgezogen und müsse auf Dich zurückbezogen werden, wenn man es recht im Zusammenhang betrachten will...“

So schrieb Meta Lind, und rings um den Rand des veilchenblauen Briefbogens schauten die Wunden, die Valeskas Nähschere dem Tuch beigebracht hatte, und die Abbildungen ihrer Butterbrote neugierig zu.

Sie aber versank ganz und gar in die paradiesische Schönheit ihrer Welt, war von einer enträumten Liebe umhüllt, die sie durchdrang und zu einer leuchtenden Wolke machte, höher als die flüchtigste und allerfeinste Abendwolke, weit über aller Niedrigkeit und Not.

Als Ernst Wehnicke um Mittag nach Hause kam, fand er an Stelle seiner Frau einen Zettel: „Bin zu Kommerzienrat Köhler geholt. Inzwischen besten Gruß. Kein Lucullus! Es sind wichtige Nachrichten gekommen.“

Das war mit Blaustift auf die weiße Rückseite eines Blattes aus dem Abreißkalender geschrieben. Und trotz aller Eile hatte es sich Käthe

nicht versagt, am Schlusse das große Siegel hinzumalen, den Kreis mit dem Punkt darin, das bedeutete: einen schönen Kuß.

Wehnicke packte pfeifend seine Handtasche aus, deren Inhalt zu zwei Dritteln aus Büchern und zu einem aus den entbehrlichen Dingen des Daseins bestand. Dann trat er ans Fenster und sah nachdenklich hinaus. Kein Lucullus — das hieß, es gab heute kein Mittagessen daheim, und man mußte für sich selbst sorgen.

Es war eine angeräucherte und lärmvolle Welt vor Wehnicas Fenstern; hinter Fabrikmauern erhoben sich Reihen von Glasdächern, die angeordnet waren wie die Zähne eines Sägeblattes, eine Kante senkrecht und die andere schief, auf langen Schornsteinstämmen wiegten sich schwarze Rußkronen, an einer kahlen, langen Mauer, trostlos wie ein Drama der zweiten schlesischen Schule, war nichts anderes zu sehen als ein in rasender Umdrehung befindliches Schwungrad, von dem die Riemen in die Unendlichkeit zu einer unvorstellbaren Arbeit liefen. Auf Eisengerüsten schoben sich, in der Höhe der Schornsteine, kleine Wägelchen hin und her, bisweilen öffnete sich mit erbittertem Gekreisch eine Eisentüre, und ein rostiger Karren schoß hervor, mit je einem schwarzen Menschen an jeder Seite, der dröhnend auf einem Geleise einer entfernten Schutthalde zurannte.

Das Ganze kochte einen Höllenlärm in seinem Schoß, tobte und donnerte, spie weiße Flocken aus langen, dünnen Blasrohren, tutete aus breiten Mäulern, knirschte und zischte, prasselte, als würden Hunderte von Zentnern Fett auf ungeheuren Pfannen zerlassen. Und unablässig drang aus allen Fugen und Löchern des Molochs Qualm hervor, schwarzer, dicker, träger Qualm oder gelber beizender, der höhnisch aufgewirbelt wurde, wenn wo ein Luftzug dazutrat. Das Ärgste war ein grauer feiner Staub, der unsichtbar herangeweht kam und sich in die Luft verteilte, der sich in alle Dinge hineinfraß und auf allen Eßwaren niederließ. Dieser Staub war unausweichbar, er war ein Bestandteil des Lebens, und Wehnicke hatte ausgerechnet, daß man im Laufe eines Jahres ungefähr fünfzig Kilogramm davon in sich hineinschlang.

Er hätte anderswo wohnen mögen als gerade dieser Fabrik gegenüber, aber er tat es nicht, aus demselben Grunde, aus dem er nicht zweiter, sondern dritter Klasse fuhr. Aus demselben Grunde, aus dem er jetzt seine Mahlzeit im „Goldenen Strumpf“ einnahm, inmitten einer Wolke des grauen Staubes, mit Arbeitern an einem Tisch, aus deren Kleidern jede Bewegung ein feines Geriesel grauen Pulvers schüttete, deren Haare und Bärte von ihm bepudert waren. Wenn so ein Bart ins Bierglas tauchte, so war der Tropfen, der von dem nassen, verklebten Haarzipfel auf den Tisch fiel, ein kleines Klümpchen Zement.

Ganz sicher war der graue Staub auch in der Suppe enthalten, die Wehnicke löffelte, und was nachher beim Ochsenfleisch zwischen den Zähnen knirschte, war derselbe graue Staub.

Man kannte Wehnicke in diesem Wirtsraum, einige der älteren Arbeiter erinnerten sich seiner noch recht gut aus der Zeit her, als er von Fabrik zu Fabrik gegangen war, mit Notizbuch und Bleistift, um für eine Reihe von Artikeln das Leben der Arbeiter: Löhne, Gesundheitszustand, Wohnverhältnisse, zu erfragen.

Martin Göpfert kam an Wehnicas Tisch heran, gerade als der letzte Bissen Ochsenfleisch in Wehnicas Schlund zu einem faustgroßen Klumpen aufgegangen war. Er zog den lahmen Fuß nach, drehte die Mütze zwischen den Händen und zwinkerte mit den winzigen, blauen Augen.

„Na, Herr Doktor,“ sagte er, „Ihnen will ich auch noch einmal schön danken. Ihre Frau war vorgestern wieder bei uns.“

„Schon wieder, Göpfert!“ Wehnicke drohte mit dem Finger. „Das wievielte?“

„Das wär' eben das neunte, Herr Doktor!“

Wehnicke spülte rasch entschlossen den Fettklumpen in seinem Schlund mit einem Schluck Bier hinunter. „Sie sorgen auch dafür,“ sagte er befreit, „daß es mit dem Geburtenrückgang nicht zu arg wird.“

„Ach ja, verstehen Sie... darauf kommt es ja nicht an. Das wäre ja nur ein Spaß... aber das Leben ist schwer. Sie sollen uns das Leben leichter machen, wenn sie Kanonenfutter brauchen.“

Zwei Tische weiter saß der junge Hummitzsch. Der stak seit vorigem Herbst in der Uniform und verbrachte seinen ersten Urlaub in der Heimat damit, daß er aus einer Schenke in die andere ging und seine militärischen Erlebnisse zum besten gab. Er hatte immer den ganzen Tisch voll Zuhörer, wenn er erzählte, was er sich alles herausnehme, wie wurst ihm der Drill sei, und was er dem Unteroffizier alles in die Fresse sagte. Seine beiden Brüder dienten ihm als Leibgarde. Sie machten schon seit drei Tagen blau, begleiteten ihn überallhin, saßen zu seiner Seite, damit auch auf sie etwas von der Ruhmessonne ihres Bruders fälle.

Der junge Mensch hatte etwas von Kanonenfutter gehört und schlug jetzt mit der flachen Hand auf den Tisch: „Kanonenfutter!“ schrie er, „was Kanonenfutter? Hat sich ausgekanonenfuttert. Mit dem Kriege ist's alle. Das Vergnügen ist jenesen. Und warum ist er vorbei und abjetan?“ Er hob sich halb von seinem Sitz und sah einem nach dem andern ins Gesicht. „Weil wir nicht mehr mittun. So is es. Wir tun nich mehr mit. Wer das is, die ‚Wir‘, das wissen die dort oben ganz jut.“

„Wer ist denn der Mensch?“ fragte Wehnicke.

Höpfert ließ seine winzigen Äuglein blitzen: „Das is der junge Hummitzsch. Die zwei neben ihm sind seine Brüder. Wüste Kerle, machen gerne Krawall... und der Alte“ — Höpfert senkte seine Stimme in den Brunnen der Geheimnisse — „der alte Hummitzsch is nich einmal organisiert. Er steht sich mit ihnen nicht gut.“

Am Tisch des Kriegers dröhnten Bierkrüge, jemand hatte eine neue Runde ausgegeben. Die Köpfe waren dicht aneinandergerückt, nur ab und zu wandte sich einer um, ob nicht am Ende jemand da sei, dessen Gegenwart unbehaglich sein könnte.

„Ja,“ sagte Karl Hummitzsch und rückte die Mütze ganz nach hinten: „das wissen sie oben ganz jut. Werden sich hüten, etwas anzufangen.“

So wie ich denken alle.“ Er fuhr mit der Hand in einer Ebene über den Biergläsern hin, und das erweckte die Vorstellung einer unendlichen Ansammlung vollkommen gleichgearteter Menschen. „Wenn die heute anfangen, wißt ihr, was wir da sagen?“ Er steckte die Daumen beider Hände in den Gurt und lehnte den Oberkörper an die Wand, die Zigarre baumelte ihm schief aus dem Mund: „Wir sagen: ‚Nee, meine Jutesten, das fressen Sie mal selber aus. Da tun wir nich mit. Da legen wir die Arbeit nieder. Schießen is nich!‘ Das sagen wir, wir machen Streik, oder es soll uns gleich der Teufel schlucken. Ich hab's dem Sergeanten in die Schnauze geschmiert: ‚Sergeant,‘ hab ich gesagt, ‚Sergeant... das Kriegsspielen lassen wir uns in Gottes Namen noch gefallen, aber tun Sie das Ihrer seligen Tante nich an, daß Sie glauben, wir werden was andres.‘ Und was is mir geschehen? Jar nichts is mir geschehen. Der Sergeant hat's eingesteckt. Weil sie Angst haben vor uns.“

Ein schriller langer Pfiff brach aus den Flanken des Molochs und trieb die Männer von den Tischen zur Arbeit. Auch Wehnicke entfernte sich.

Nur die drei Brüder Hummitzsch blieben sitzen und tranken noch eine Weile weiter. Dann gingen sie zum „Schweren Geschütz“, später ins „Blaue Kamel“, und als die Fabriken heulend ihre Arbeiter entließen, warteten sie schon beim „Bergkristall“ auf ihr Publikum. Mitten in der Nacht kamen sie betrunken nach Hause, weckten den alten Hummitzsch aus dem Schlaf und hielten ihm die Fäuste unter die Nase, indem sie ihm drohten, sie würden ihn erschlagen, wenn er sich nicht organisiere.

In der Dämmerung kam Frau Christel Wehnicke heim, fand ihren Mann vor dem Schreibtisch — wo sonst? — stellte die Tasche auf den Boden und gab ihm, dem halb Überrumpelten, einen lauten Kuß mitten auf die Glatze.

Er schob den Stuhl zurück, der Teppich bildete einen Wulst, Wehnicke stolperte und fiel seiner Frau in die Arme wie Wilhelm der Eroberer in die Arme Englands.

Dann faßte er sie bei beiden Händen und lachte ihr in das gerötete, feste klare Gesicht. Frau Christel war von einer Vertrauen erweckenden Gesundheit, ihre Augen nahmen alles auf der Welt ohne Bedenken auf und verschlossen sich vor nichts, und man sah an der starken, ein wenig gebogenen Nase und dem straffen Mund, daß sie kein Bedenken trug, etwas auszuführen, was diese Augen und das Hirn dahinter als recht erkannt hatten.

„Gut gegangen?“ fragte Wehnicke.

„Na — und ob. Zwillinge — ein Bub und ein Mädle! Die Leute sind überglücklich, wissen vor Freude nicht, was sie tun sollen. Der Kommerzienrat hat mir Schmeicheleien gesagt, als ob nicht seine Frau geboren hätte, sondern ich.“ Sie schüttelte ihre Hände aus denen des Gatten. „Auslassen, sage ich... du mußt deinen Lucullus haben, wenn du schon zu Mittag nichts anderes als Zementstaub gekriegt hast.“

Mit raschen Schritten ging sie hin und her, legte den Mantel ab und hob einige kleine Pakete aus der Handtasche, wo sie friedlich neben den Geräten ihres Berufs gelegen hatten. Wehnicke sah ihr mit einem Gefühl des Behagens zu. „Du bist ja fleißig an der Arbeit,“ sagte er, „vorgestern einen Proletarier, heute zwei künftige Kapitalisten.“

Eine Silzenwurst entfaltete ihre zitternde Herrlichkeit im Lichtkreis der Tischlampe. „Du kannst mir glauben, das merkt man gar nicht, wenn sie so ans Licht befördert werden. Der Unterschied macht sich erst später. Und Schmerzen hat jede Frau — das ist der wahre Internationalismus. Und wie war's in Leipzig?“

„Du kennst meinen Fehler... ich soll diese Dinge vom Parteistandpunkt sehen — und ich sehe sie historisch. Soll ich es leugnen, daß jede Idee, die Hunderttausende erfüllt, etwas Großes hat? Es war ergreifend, es war gewaltig, und obwar ich mir sagen muß, sie hängen einem Verlorenen und Abgetanen an — ich bringe es nicht über mich, es lächerlich zu finden. Ich fürchte, man wird mit meinem Bericht nicht zufrieden sein.“

Er erzählte von den Leipziger Tagen und von den Freunden, und erst später, beim Käse, fiel ihm ein, daß auf dem Zettel gestanden hatte, es sei eine wichtige Nachricht eingelaufen.

Frau Christel legte die Hand auf seinen Arm, ihre Augen waren dunkles Metall; sie habe nicht die erste Freude des Wiedersehens stören wollen, denn leider sei es keine freudige Angelegenheit, sondern — „na, du wirst ja lesen!“

Aus dem schwarzen Handtäschchen knisterte ein Brief vor und kam zögernd in Ernsts Hand. Im Rund des Stempels, über der Stirn des bayrischen Prinzregenten stand das schicksalreiche Wort „München“. Obwohl Ernst diese Handschrift lange nicht mehr gesehen hatte, erkannte er sogleich den eckigen und harten Zug der Buchstaben, die geeignet schienen, über ersten, unpersönlichen Dingen, Akten oder Gesetzentwürfen, zu stehen.

„Von deinem Vater?“ fragte er.

Frau Christel nickte, und Wehnicke las:

„Mein armes, geliebtes, verratenes Kind!

Ich ergreife mit klopfendem Herzen die Feder, um Dir — nach langen Jahren wieder einmal — zu schreiben. Der Grund meines Stillschweigens ist Dir bekannt: ich habe es aufgegeben, und ich mußte es aufgeben, um mein Kind zu kämpfen, obwar meine Trauer darüber unbeschreiblich war, weil ich einsah, daß Deine Verblendung so groß sei, daß Du die aufrichtig gemeinten Besorgnisse und Mahnungen Deines Vaters in den Wind schlugst. Ich sah, daß Du vollkommen in die Hände jenes Menschen geraten warst, der Dich und mich so schändlich betrogen hat. Meinem letzten Schreiben, in dem ich Dir in aller Strenge befahl, Dich von Deinem Gatten zu trennen, hast Du noch Widerstand entgegengesetzt. Mit Worten, die Dir sicher nicht von Deinem Herzen und Deiner Kindesliebe eingegeben waren, sondern von ihm, mit Worten, die Deinen Vater kränken und verwunden mußten. Gott verzeihe sie Dir, wie ich sie Dir verzeihe. Ich zog



Der Krieg mit Italien: Tiroler Kaiserjäger-Scharfschützen mit Fernrohrgewehren.

Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer F. u. F. Leutnant i. R. Carl v. Dombrowski.

mich von Dir zurück, denn ich wollte keinen Anlaß mehr bieten, daß Du Dich noch einmal in solcher Weise versündigst, und ich war überzeugt, daß Deine Lebensbahn einmal eine Wendung nehmen müsse, die Dich zu mir zurückbringt.

Diese Wendung ist eingetreten, und ich fühle, daß Du mir nähergekommen bist, mein armes, verratenes Kind! Du bist mir zu teuer, als daß ich zu stolz sein sollte, um selbst noch einmal zu Dir zu kommen. Ein anderer, minder zärtlicher Vater würde keinen Schritt entgegen tun, er würde abwarten, bis die abtrünnige Tochter voll Scham und Reue zu ihm zurückkehrt. Ich will Dir Scham und Reue ersparen und baue Dir selbst die Brücken zum Vaterhaus. Mein armes Kind! Was habe ich von Dir hören müssen? Lange habe ich mich nicht um Dich gekümmert, weil ich lieber gar nichts von Dir hören als meine Wunden noch einmal aufreißen wollte. Nun hat mich meine väterliche Zärtlichkeit doch überredet, Nachforschungen nach Dir anstellen zu lassen. Was habe ich da erfahren müssen? Du — Du bist also Hebamme geworden? Die Tochter des Königlich Bayrischen Ministerialrates von Holtzböcher ist Hebamme geworden? Wie soll ich Dir meinen Schrecken über diese Nachricht beschreiben? Du — mein Kind, bist Geburtshelferin und stehst fremden Frauen bei — um Geld. Ich will nichts gegen den Beruf einer Hebamme sagen, er ist gewiß nützlich und aller Ehren wert, aber — paßt er für Dich? So nahe ist die Not des Lebens schon Deiner Schwelle gedrungen, daß Du Dich nicht scheust, ein Gewerbe zu ergreifen, das Deiner Herkunft so gar nicht angemessen ist?

So weit ist es also schon mit Dir gekommen, so weit hat Dich der Mensch gebracht, den Du trotz meiner Mahnungen und Drohungen noch immer fortfährst, Deinen Gatten zu nennen! Oder aber vielleicht sind Dir doch endlich die Augen aufgegangen . . . ja, sie müssen Dir aufgegangen sein . . . und Du hast erkannt, daß Du von ihm betrogen worden bist. Ja, betrogen, ich finde kein anderes Wort. Denn ich habe Dich einem Manne gegeben, der zwar an Rang in der Gesellschaft Dir nicht ebenbürtig war, der aber doch einen ehrlichen und geachteten Beruf hatte, einen wichtigen Beruf innerhalb der bürgerlichen Ordnung, denn es ist eine erhabene Aufgabe, die Jugend zu erziehen; die Gymnasiallehrer gehören zu den festen Stützen des Staatsgedankens, sie haben dem heranwachsenden Menschen in der Schule zu zeigen, wohin er gehört, und wie er sein Leben einzurichten hat, daß er am besten sich und dem gemeinen Wohle diene.

Wer konnte ahnen, daß dieser Mensch, der Dich frech erschlichen hat, schon kurze Zeit nachher sich in solchem Lichte zeigen würde? Daß er ohne Rücksicht auf Dich und mich und seine eigene Stellung in das Lager der Unruhestifter, der Unterwühler des ganzen öffentlichen Lebens und des Staatsgebäudes übergehen würde? Wie widerlich war die Zeitungsfehde, die sich an seine verbrecherischen Broschüren knüpfte, eine Fehde, bei der auch mein Name in den Staub gezogen wurde, wie widerlich war das theatralische Pathos, mit dem er seine Staatsstellung aufgab, um sich ganz der roten Internationale in die Arme zu werfen! Und wie peinlich war das Geheul, das sich bei den Genossen über diesen Sieg erhob!

Genug davon! Die Erinnerung allein regt mich auf. Und Du wirst nun selber klar gesehen haben, daß ein Verlassen der geordneten Bahn in Not und Elend führt. Vielleicht hältst Du nur noch eben um dieser Not willen an ihm, weil Du meinst, keine andere Zuflucht zu haben, kein Heim, keine Stätte. Da sollst Du wissen, daß Dir das Haus Deines Vaters offen steht, wenn Du Dich von diesem Menschen trennst. Und solltest Du noch immer schwankend sein, vielleicht entscheidet dies Dein Zögern, wenn Du bedenkst, daß Du dazu beitragen kannst, Deinem alten Vater sein Lebensziel erreichen zu helfen. Gewisse politische Konstellationen machen es möglich, daß ich von Seiner Majestät auf den verantwortungsvollen Posten eines Ministers berufen werde. Es dürfte ein Beamtenministerium gebildet werden, und ich bin als der älteste Ministerialrat meines Ressorts wohl der nächste dazu, das Portefeuille zu erhalten. Ich werde selbstverständlich Gegner haben, und sollen diese sagen dürfen: „Ah, das ist der alte Holtzböcher, dessen Tochter Hebamme ist und einen sozialdemokratischen Zeitungsschmierer zum Mann hat?“ Sollen sie das Deinem alten Vater sagen dürfen und ihm damit die Erreichung seines Lebenszieles unmöglich machen? Kannst Du das übers Herz bringen, mein Kind? Noch einmal beschwöre ich Dich, geh fort von Deinem Mann, komm zu mir zurück, um Deinet- und meinetwillen!

Ich küsse Dich vielmals in Angst und Sorge
Dein treuer Vater.“

So schrieb der Ministerialdirektor von Holtzböcher, der als ältester Ministerialdirektor seines Ressorts Anwartschaft auf das Portefeuille des Ministers hatte. Und der Zeitungsschmierer las den Brief, und sein Gesicht war wie in Klammern. Kein Muskel sprang, keine Falte zuckte, die Lider seiner Augen zwinkerten nicht.

Dann tat er den Brief wieder in den Umschlag mit der festen, kantigen Aktenaufschrift und sah, nach Minuten, der Frau voll in die Augen. Sie hatte darauf gewartet und streckte ihm sogleich, über die Reste von Stützenwurst und Käse, beide Hände entgegen.

„Liebster!“ sagte sie und ihre Stimme hatte etwas an sich, das zwanzig Briefe feindlicher Väter hätte ihrer Schärfe berauben und sie vergessen machen können.

Wehnicke schüttelte die Hände, die heute zwei Menschenkindlein ans Licht der Welt geholfen hatten. „Ja, ja,“ sagte er, „es ist schlimm um uns bestellt, wenn es den Gegnern eines Ministers etwas soll helfen können, daß seine Tochter Hebamme ist!“

Sie sprachen nicht mehr darüber. Um zehn Uhr machte sich Frau Christel noch einmal auf, um zu ihrer Kranken zu gehen, nach der sie noch vor Nacht zu sehen versprochen hatte.

Wehnicke ging noch einmal an seinen Schreibtisch und nahm ein Buch eines klugen Franzosen vor, in dem stand, wie unnötig der Krieg wäre, und daß ihn die Sozialdemokratie zu verhindern wissen würde.

Viertes Kapitel.

Franz Firmkranz brachte einen ganzen Armvoll verrosteten Eisens aus Leipzig mit: Kanonenkugeln, zerbrochene Säbel und alte Gewehrslösser, und auf jedem Stück stand mit weißen Buchstaben: „Gefunden auf dem Schlachtfeld von Leipzig.“

Madeleine schlug die Hände zusammen: „Mein Gott, was bringst du da?“ Und als sie sah, daß sich Franz anschickte, seine Last auf den Boden zu werfen, hielt sie sich die Ohren zu. Es gab aber kein Dröhnen, der Boden barst nicht, und kein Kleinkram fiel herab. Als das verrostete Zeug, die Ausgrabungen aus der blutgetränkten Erde, hinschlug, gab es nur ein mattes Klappern, und es stellte sich heraus, daß die Kanonenkugeln, Säbelgriffe und Büchenschlösser keineswegs aus altem Eisen bestanden, sondern aus sehr neuzeitlicher Papiermasse, der man geschickt den Anschein historischer Bedeutsamkeit gegeben hatte.

Madeleine lachte zuerst, dann sagte sie: „Welche Geschmacklosigkeit! Das bringt man auch nur in Deutschland fertig.“

Aber Firmkranz verwies darauf, daß jedes Ding seinen inneren Wert besitze, und daß man nicht urteilen solle, ehe man nicht jede Erscheinung um und um untersucht habe. Madeleine erriet, streckte den Finger aus und befahl: „Aufheben!“

„Nein,“ sagte der Ingenieur, „du hast sie verschmätzt, weil ich sie mitgebracht habe. Wenn du sie willst, hebe sie dir selbst auf.“ Und er gab einer Kanonenkugel einen Stoß mit dem Fuß, daß sie unter den Notenschrank kollerte, wo François, der grüne Kater, lag und sein Fell in einer schiefen Tafel Vormittagssonne wärmte. François sprang mit einem Satz hervor, auf den Stuhl am Fenster und warf ein Nähkörbchen herab, das eine Menge von Wollknäulen und angefangenen Häkelarbeiten über den Teppich austreute, das Fenster stand offen, und François verzog sich in dem Gefühl, eine Verheerung angerichtet zu haben, mit Wahnsinnsgebärde in den Garten.

„Alles für die Katz!“ sagte Firmkranz mit der Miene eines Leidtragenden. Da mußte Madeleine hell auflachen, nahm ihn am Arm, drehte Franz zu sich und gab ihm einen plötzlichen Kuß. „Es stimmt doch“, sagte sie, indem sie sich rasch von ihm zurückzog, als trete erst jetzt die Überlegung bei ihr ein.

„Ja, es stimmt“, bestätigte Firmkranz.
„Dein Telegramm war kein Schwindel!“

„Alles richtig. Deutsches Reichspatent Nummer 21317, kommt gleich nach der deutschen Reichs-Universaltunke, für jede Art von Braten und Gemüsen.“

„Hast du mit dem Vater gesprochen?“

„Ich komme eben aus der Fabrik. Er schiebt noch auf, aber es ist ihm keine Frist gegeben.“ Und Firmkranz zog aus der Brusttasche ein ganzes Paket von Karten hervor. Auf diesen stand in der zierlichsten Schrift Blau auf Weiß in einem lebenswürdigen Geschnörkel schwarzer Linien zu lesen, daß sich Herr und Frau Gaspard Brosam die Ehre gaben, die Verlobung ihrer Tochter Madeleine mit Herrn Ingenieur Franz Firmkranz anzuzeigen. Firmkranz hatte die Karten mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem Wege von der Fabrik in die Villa herstellen lassen müssen, wenn er nicht etwa schon vorher — und eine solche Gewalttätigkeit und Vorausnahme seines Sieges war ihm durchaus zuzutragen — dafür gesorgt hätte, daß sie im rechten Augenblick vorhanden wären.

Madeleine drehte das steife Blättchen mit der entscheidenden Nachricht unschlüssig und ein wenig schicksalsbang herum. Sie liebte es nicht, daß man sie darum brachte, das letzte Wort zu behalten, und sie wünschte, sie ganz zum Ende als ein immer neu zu umwerbendes Glück angesehen zu werden. Und Firmkranz fühlte einen kühleren Strom, der sie voneinander trennte, der es dem Mädchen möglich machte, sich in gemessene Entfernung zurückzuziehen.

„Das ist, lieber Freund,“ sagte sie ein wenig kühl und stolz, „das ist eine kleine Erpressung. Du weißt doch, daß mir an solchen freundlichen Überraschungen wenig liegt. Ich möchte gerne gefragt werden, wenn ich an einer Sache so beteiligt bin wie hier.“

Der kühle Strom sammelte sich in einem Becken zu Firmkranz' Häupten und stürzte als Wasserguß auf ihn herab. „Verzeih . . . ich dachte, dir eine Freude zu machen.“

Noch immer drehte Madeleine das Blättchen in der Hand. „Und dann — so geht das doch auf keinen Fall. Ich will ja nicht verlangen, daß die Anzeige ausschließlich in französischer Sprache abgefaßt ist. Aber das Französische muß doch wenigstens neben dem Deutschen stehen. Was sollen denn unsere Bekannten dazu sagen? Du vergißt, daß du eine Französin heiratest.“

Das ging nicht an, wie ein Schulbub vor ihr zu stehen, wie ein Schulbub, der wegen einer schlechten Arbeit abgekanzelt wird. Also man legte die Hände auf den Rücken, so, recht zwanglos, und ging im Zimmer auf und ab. Und es war angebracht, dazu etwas Passendes zu äußern. Etwa: „Ich denke doch immer, daß die Grenze da irgendwo über die Vogesen läuft, und daß Mülhausen noch innerhalb dieser Grenze liegt.“

„Nach der Potsdamer Geographie,“ rief Madeleine, „nach der Geographie der Gewalt, aber nach der Geographie des Herzens liegt Mülhausen in Frankreich.“ Das war echtes Pariser Pathos, die Wendung, die im Pensionat gelehrt worden war, wo man die kleine Elsässerin verzogen und ihr allerlei romantische Politik in den Kopf gesetzt hatte.

Firmkranz seutzte und sah Madeleine von der Seite an. Ihre Augen hatten einen festen Blick, ihr feines Gesicht zitterte von Energie. Es würde eine schwere Arbeit werden, ihr Gefühl unter die Vernunft zu beugen. Ihr Herz war ein irrationaler Bruch, dessen Einstellung in die Rechnung seine Schwierigkeiten hatte.

Es war still im Zimmer. Man hörte die gleichmäßige Stimme des Herrn Fiedler, der Madeleines kleinem Bruder Pierre nebenan die Lateinstunde gab.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)



Ein österreichisch-ungarischer schwerer Mörser in 1280 m Höhe an der Rätner Grenze vor dem Abfeuern.



Russische Gefangene arbeiten an einer neuen Nachschublinie über einen 1611 m hohen Paß.

Der deutsche Michel.

Von Dr. Hermann Michel.

„Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land
aufs Meer.
Und bilden während eine Rette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blickendes Verheeren
Dem Pfade vor des Sommerlags;
Doch deine Boten, Herr, verheeren
Das laute Wandeln deines Lags.“
Ergengel Michael in Goethes
„Faust“.

Es gibt historische Legenden, deren Lebenskraft unzerstörbar scheint. So oft sie auch schon widerlegt worden sind, immer wieder tauchen sie auf und finden gläubige Anhänger. Luther habe unsere Schriftsprache geschaffen, Till Naderburg in Brand steden lassen, Thomasius die ersten deutschen Vorlesungen gehalten, Napoleon I. das Testament Peters des Großen gefälscht — und was dergleichen längst fassil gewordene Fabeln mehr sind. So hat sich kürzlich auch die Behauptung von neuem hervorgewagt, der deutsche Michel sei eigentlich ein tapferer Reitergeneral des Dreißigjährigen Krieges gewesen und habe in Wirklichkeit Hans Michael Elias von Obentraut geheissen. Wir werden sehen, was es für eine Bewandnis mit dieser Ansicht hat. Als Gegenbeweis diene zunächst die einfache chronologische Feststellung, daß der Ausdruck „deutscher Michel“ mehrfach bereits in der Reformationszeit, also lange vor der Geburt Obentrauts, vorkommt, so zum Beispiel in der Sprichwörterammlung des mit dem deutschen Volksleben gut vertrauten Sebastian Brand: „Man pflegt damit“, sagt Brand, „einen groben Födel und Phantasten“ zu bezeichnen.“ Offenbar war der Name „deutscher Michel“ in diesem oder ähnlichem Sinn schon zu Luthers Tagen,



Ein österreichisch-ungarischer Generalstabsoffizier durchreitet bei einem Erkundungsritt den Tsonzo angeführten italienischen Stellungen.

namentlich in Süddeutschland, ganz gebräuchlich. Um seine Entstehung zu begreifen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Der deutsche Michel stammt aus einem vornehmen Geschlecht; auch er kann schauen zu den Gefilden hoher Ahnen. Denn, was man auch dagegen eingewendet hat, es ist nicht zweifelhaft, daß als sein Stammvater der Erzengel Michael betrachtet werden muß. Dieser Engel,

sich bis auf den heutigen Tag an seinen Namen. Noch jetzt ist er der Schutzpatron etlicher deutscher Städte und Länder. Sehr bedeutsam wurde, im letzten Regierungsjahr Karls des Großen, die Anlegung eines bestimmten Datums für das Michaelisfest, das seither am 29. September gefeiert wird. Es war einer der wichtigsten Einschnitte im Kreislauf des Jahres, besonders für den Bauer, der zwischen dem Michaelis- und dem Martinstag

ursprünglich der Schutzheilige des jüdischen Volkes, spielte im christlichen Mittelalter eine große Rolle. Seine Gestalt ist in der Bibel nur mit unsicheren Strichen umrissen und in ein fahles Halbdunkel gerückt, aber daß er einen Kampf mit dem Drachen oder mit dem Teufel bestehen mußte, genügte der mythenbildenden Phantasie eines kriegerischen Zeitalters, um der Figur des streitbaren Erzengels eine Fülle symbolischer Züge zu verleihen. Auch sein Name, der im Hebräischen soviel bedeutet wie: „Wer ist wie Gott?“, trug wesentlich dazu bei, ihn Ansehen zu verschaffen. So sagt bereits der Papst Gregor der Große im sechsten Jahrhundert: „Sooft etwas von unzerbrechlicher Kraft geschieht, ist es glaublich, daß Michael gelacht worden, wie man aus seiner Wirkung und aus seinem Namen sehen kann, weil niemand zu tun vermag, was Gott zu tun imstande ist“ — und diese Worte werden in der späteren Zeit oft und oft wiederholt.

In Deutschland hat die Verehrung des Erzengels sehr früh eingesetzt; gewisse Bestandteile des alten Wodanultes wurden auf ihn übertragen, zahlreiche Kirchen und Kapellen ihm geweiht, und allerlei volkstümliche Bräuche knüpfen sich bis auf den heutigen Tag an seinen Namen. Noch jetzt ist er der Schutzpatron etlicher deutscher Städte und Länder. Sehr bedeutsam wurde, im letzten Regierungsjahr Karls des Großen, die Anlegung eines bestimmten Datums für das Michaelisfest, das seither am 29. September gefeiert wird. Es war einer der wichtigsten Einschnitte im Kreislauf des Jahres, besonders für den Bauer, der zwischen dem Michaelis- und dem Martinstag



Sortierung der in den siegreichen Kämpfen am 18. September erbeuteten italienischen Gewehre usw.



Gefangene Asipini mit einem erbeuteten, zerhobenen italienischen Maschinengewehr.

Der Krieg mit Italien.



Eine Erinnerung an die Zeit der Karpathenkämpfe: Die neuen 15-cm-Stob-Geschütze werden bei Sankt in Stellung gebracht. Nach einer Zeichnung des bei den österreichisch-ungarischen Truppen mitkämpfenden Sondereingetragenen der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ L. u. L. Oberleutnants Viktor Schramm.

Im Verein mit den 30,5-cm-Mörsern gerichtet die russischen Geschütze den Angriff ab.

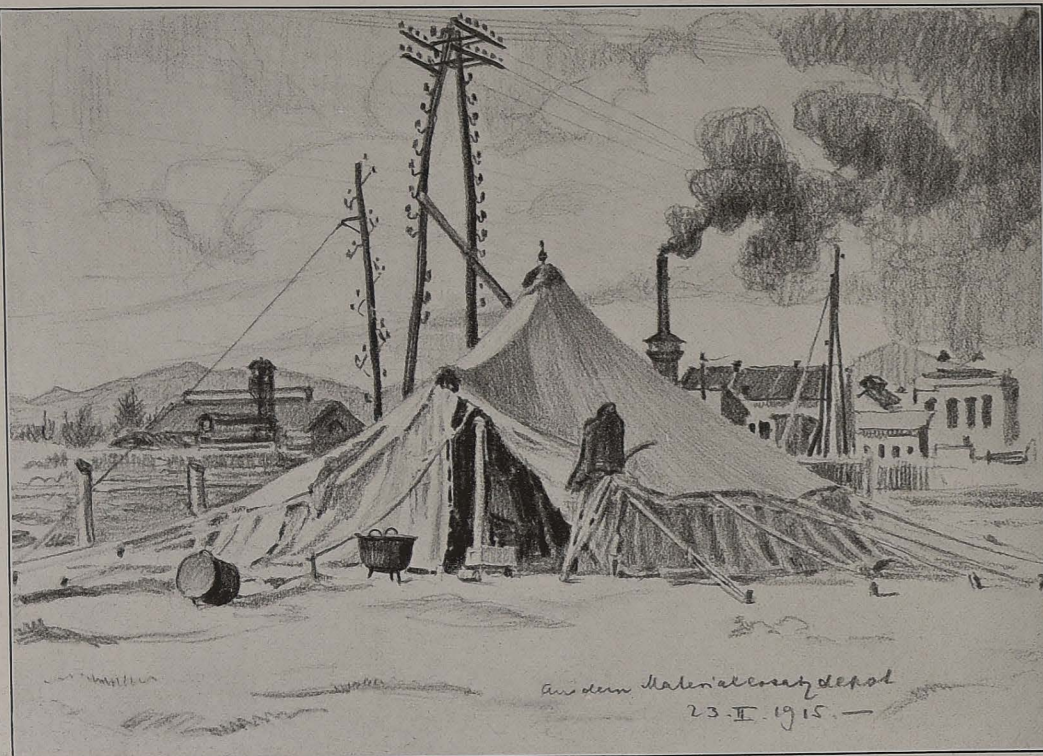
(10. November) den Nachzins leisten mußte; daher das Sprichwort: „Michael mahnt, und Martin zahlt.“ Seit dem neunten Jahrhundert darf der Erzengel Michael geradezu als der deutsche Volksheilige gelten, der als Anführer der himmlischen Heerscharen vor allem unter den Kriegern und Waffenmeistern überschwengliche Verehrung genoß. Zur Zeit der sächsischen Kaiser trug das Reichsbanner, das in den Schlachten entfaltet wurde, das Bild des sieghaften Erzengels, und wenn uns dies auch nicht erhalten ist, so wissen wir doch aus vielen anderen Darstellungen, wie die Künstler und durch sie wiederum das Volk die Gestalt Michaels damals und später aufgefaßt haben.

Ofi begegnet uns der Erzengel auch in lateinischen Hymnen, was sich Gottfried Keller für eine der ersten Szenen seiner prächtigen Novelle „Hadaub“ zunutze gemacht hat. Da fragt der alte Singmeister den jungen Johannes, ob er schöne Märlieder, kluge Sprüche und das Michaelslied „O heros invincibilis dux“ lernen wolle — „oder wie halt du heute gefungen?“ „O Herr, o Vitzibildux! heißt es“, ruft Johannes eifrig. „Wer ihn denn das gelehrt habe? Es sei ein Magistermönch gewesen, der einmal als Kriegsmann den Herzog ins heilige Land mitgemacht habe und dem Kinde zu erzählen pflege, wie sie das Lied immer gefungen, wenn es in den Streit ging. In der Tat hat dieser kraftvolle Hymnus (oder ein ähnlicher) häufig als Schlachtruf gedient, und es ist gewiß kein Zufall, daß er zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wieder lebendig wird und nun in deutscher Übersetzung in vielen Gesangbüchern Aufnahme findet:

„O überwundlicher Held,
Sant Michael,
komm uns zu Hilf“,

Zieh mit ins Feld,
du uns die Kämpfen,
Die Feinde dämpfen,
Sant Michael!“

Der Name Michael, im Volksmunde verkürzt zu Michel, gewinnt im ausgehenden Mittelalter immer mehr Boden.

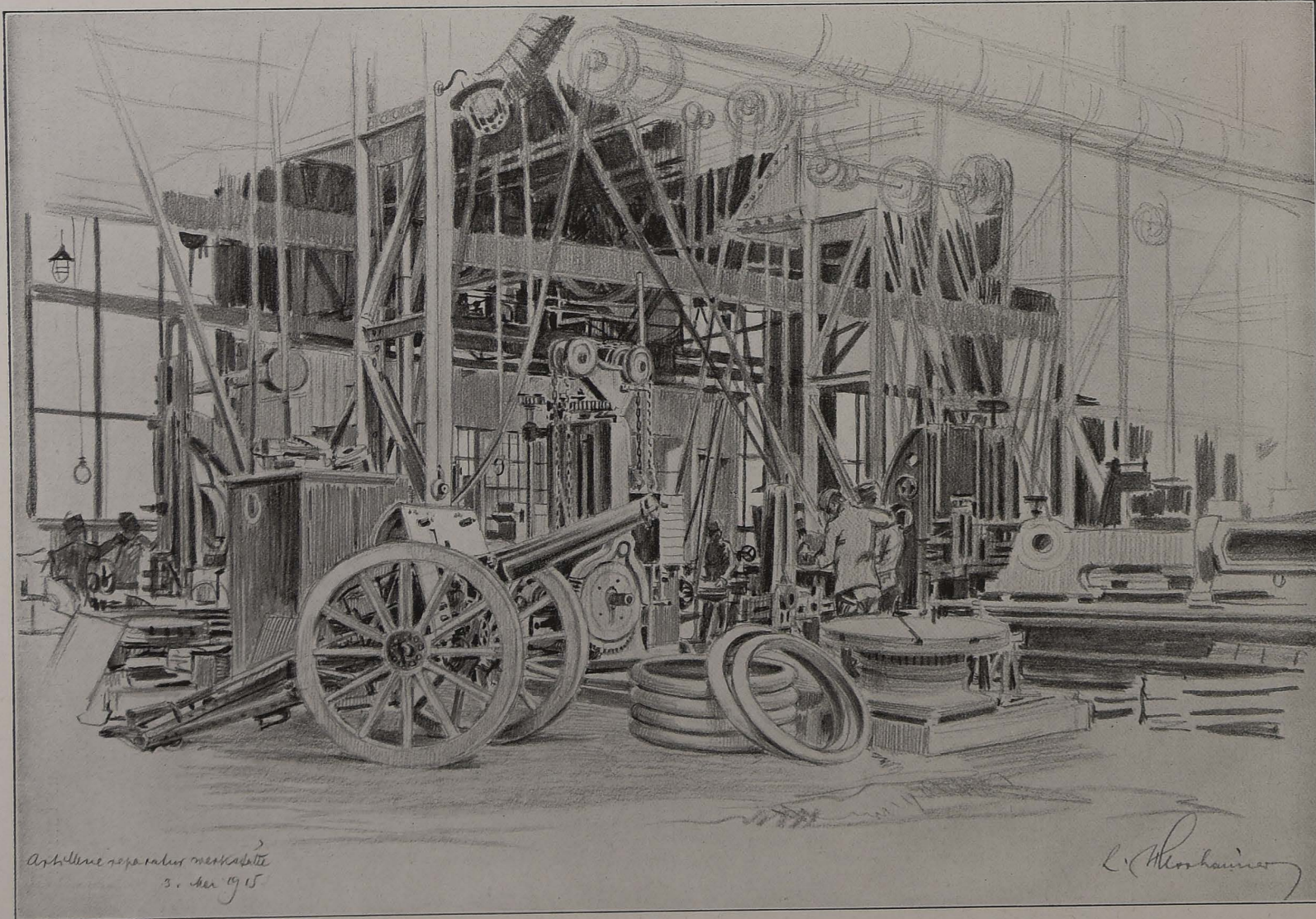


Aus dem Materialdepot. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer f. u. f. Hauptmann Ludwig Gehheimer.

Die biblischen Namen überwiegen damals ganz und gar, aber für die Beliebtheit des Namens Michel ist es wohl nicht ohne Bedeutung gewesen, daß er sich mit dem mittelhochdeutschen, seit dem sechzehnten Jahrhundert nur noch vereinzelt erhaltenen Eigenschaftswort „michel“ = „groß“ berührte, mit dem er ursprünglich nicht das geringste zu

tun hat; allein bei der Namensgebung machen sich solche falschen Ableitungen bisweilen noch heute geltend. Und nun können wir zweierlei ganz allgemein beobachten: einmal bekommen sehr verbreitete Namen mit der Zeit einen abfälligen Sinn (dummer Hans, dummer Peter, dumme Viese usw.), und dann werden dieselben Namen nicht selten zu Beziehungen für gewisse Klassen und Stände, die Eigennamen werden zu Gattungsnamen. Das eindrucksvollste Beispiel für das Herabfallen von Namen bietet das formelhafte aufretende Zwillingspaar Hinz und Kunz, worin unsere alten Kaiseramen heimlich und konstant stecken. Und daß bestimmte Namen noch heute oft genug allgemeinere Bedeutung erhalten, dafür liegen sich namentlich aus den Sonderdrucken der Gelehrten und der Kaufleute viele Beispiele anführen. Sobald nun der Name Michel so alltäglich geworden war, daß er auch bei den Bauern Eingang fand und just unter diesen mit Vorliebe gegeben wurde, verlor er seinen alten Wert, nahm den Nebenstimm des Bäuerischen an und ward schließlich zur Bezeichnung des Bauern überhaupt: wenn man den Namen irgend-eines Bauern nicht kannte, so sagte man eben Michel, weil jeder Bauer im Zweifel Michel hieß. Auf diese Weise wurde Michel der Name für den unteren Stand, für die Klasse der Ungebildeten, und da die Hauptmasse des deutschen Volkes aus Bauern bestand, so wurde der Bauer zum Vertreter der deutschen Nation: aus Michel

wurde der deutsche Michel. In diesem Ausdruckschmelzen die verschiedenen Vorstellungen des kriegerischen Helden und des plumpen, beschränkten Bauern zu einer Einheit. Wohl möglich, daß das Schlagwort zunächst im Auslande geprägt wurde und ursprünglich gar nicht auf einen Bauer gemünzt war, sondern etwa auf einen Ritter,



Artilierereparaturwerkstätte. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer f. u. f. Hauptmann Ludwig Gehheimer.

Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten.

der sich angeblich oder tatsächlich wie ein Bauer benommen hatte. Nach einer etwas dunklen Überlieferung scheinen die Deutschordensritter, die viel herumkamen und nicht immer sehr gefittet auftraten, als deutsche Michel bezeichnet worden zu sein; zugleich mag man sich auch daran erinnern, daß der Vertreter eines anderen geistlichen Ritterordens, der Tempelherr in Vessings „Nathan dem Weisen“, wegen seines schroffen Wesens „du deutscher Bär“ tituliert wird. Daß solche Spitznamen bisweilen aufgegriffen und hinterdrein als Ehrennamen verwendet werden, zeigen Benennungen wie Geusen (vom französischen gueux, Bettler) oder Quaker (vom englischen to quake, zittern), und es ist sehr wohl denkbar, daß wir den Namen „Barbaren“, den uns jetzt (wie übrigens schon 1870) die Franzosen anheften, späterhin ohne verächtlichen Nebensinn behalten, ja uns mit einem gewissen Stolz selbst so nennen werden.

Als im 17. Jahrhundert die Kluft zwischen den Gelehrten und dem Volke besonders groß geworden war, wird „deutscher Michel“ die übliche Bezeichnung für einen unwissenden, ungebildeten Menschen, vor allem für einen, der nicht Latein versteht. In diesem Sinne lebt der Ausdrucks auch noch im 18. Jahrhundert fort. „Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts als ein deutscher Michel“, sagt der Satiriker Nabener, und Vossing spricht in seinem Streit mit dem Hamburger Zionswächter Goetz davon, daß der Teufel die Seele eines deutschen Michel nur mit Hilfe von deutschen Schriften für sich gewinnen könne.

Aber auch die deutschen Bücher waren im Jahrhundert des großen Krieges für den gemeinen Mann nicht ohne weiteres fähig, denn eine ungeheure Fülle von Fremdwörtern hatte sich mittlerweile in unsere Schriftsprache eingeknistet, und so bunt wie das Völkergemisch, das auf unserem Boden seine Kriege führte, war auch das Kleide der deutschen Sprache. Es gehörte zum guten Ton, sich ausländischer Wörter zu bedienen, „alamodisch“ zu sprechen. Diese geschmacklose Sprachmengerei fand indes auch damals schon viele Widerfacher. Wir freuen uns, unter diesen dem deutschen Michel zu begegnen, der im Jahre 1638 folgendes bewegliche Klagegedicht gegen die Sprachverderber anstimmte:

„Ach, teutscher Michel, versteh schier nidel (nichts) In meinem Waterland, es ist ein Schand! Man tut jetzt reden als wie die Schweden In meinem Waterland, pfui dich der Schand!“

Fast jeder Schneider will heutzutage leiden Der Sprach erlernen sein und redt Latein, Welch und Französisch, halb Spononisch, Wann er ist voll, der grobe Knoll.

Der Rucht Matthes spricht denn dies, Wenn er gut Morgen sagt und rüht die Magd. Sie wendet den Krug, tut ihm dankfagen, Spricht: Deo gratias, Herr Hippocras!

Ihr fromme Teutschen, man sollt euch beutschen (peitschen), Daß ihr die Mutterpsand so wenig ach! Ihr liebe Herren, das heißt nicht mehr, Die Sprach verlernen und verfluchen.

Ihr tut all's mitnichten mit faulen Fischen Und macht ein Michelgarnisch, ein wüste Wäsch, Ein faulen Hafentisch, ein wundergeflams Schräg, Ein ganzes ABC ich nicht versteh.“

Und nun folgt eine lange Aufzählung von Fremdwörtern, bis es zum Schluß heißt:

Habt ihr verstanden mit Spott und Schanden, Wie man die Sprach verlehrt und ganz verflucht. Ich, teutscher Michel, versteh schier nidel In meinem Waterland, es ist ein Schand!“

So holperig diese Verse sind, deren Verfasser wir nicht kennen, so sehr ist doch die Stimmung zu loben, die aus ihnen spricht. Sie haben auch gute Wirkung getan, sind weit verbreitet gewesen und trugen dazu bei, dem arg gefuntenen Namen des deutschen Michel wieder mehr Ansehen zu verschaffen. Der treffliche Hans Michael Moscherosch beruft sich in seiner Satire gegen die Modetorheiten seiner Zeit auf dieses Lied und führt einige Strophen daraus an. Moscherosch, vielleicht durch seinen zweiten Vornamen, der im 17. Jahrhundert nicht unbekannt war, veranlaßt, spricht an einer anderen Stelle auch schon von dem „redlichen“ deutschen Michel. Im Jahr des Westfälischen

Friedens erschien eine neue „Wehe-Klag des alten teutschen Michel über die alamodischen Sprachverderber“, diesmal mit Musifbegleitung. So wird es begreift, daß „deutscher Michel“ die Bezeichnung wurde für jeden Befürworter der Sprachmengerei, für alle, die der „uralten teutschen Haupt- und Helmsprache“ zu frühem Glanz verhelfen wollten. Das ergibt sich auch aus dem Titel einer Schrift von Grimms-hausen, die den Überreibungen der Sprachreiner mit maßvollem Urteil entgegentritt: „Des weltberühmten Simplicissimi Brähleis und Gepräng mit seinem teutschen Michel.“ Man prunkt nur mit etwas, was von anderen hochgeschätzt wird. Und jetzt verstehen wir auch, wie man dazu gekommen ist, den kühnen Reitergeneral Michael von Dientraut als das Urbild des deutschen Michel hinzustellen, was zuerst in jener Zeit geschieht. Man wollte für den nunmehr bei den Patrioten in Ehren stehenden deutschen Michel einen leibhaftigen Heros eponymos haben,

angepaßt, ursprünglich gewiß parodistisch gemeinte Melodie die weiteste Verbreitung erlangt hat und noch heute gesungen wird. In dieses Lied knüpfte sich die Vorstellung vom Better Michel als der verkörpertsten Pöhllichkeit. Als Goethe in der Laune des Jännerjahres die mühterne Naturpoeie des braven Schmidt von Verneuchen mit beifühendem Spott periphrastisierte, da fiel ihm das Lied vom Better Michel ein, und er benutzte es, um die geistige Beschränktheit gewisser Kreise recht sinnfällig anzudeuten:

„Vah den Wähling uns beifühnd! Glücklich, wenn ein deutscher Mann Seinem Freunde Better Michel Gutes Abend bieten kann. Wie ist der Gedanke lebend: Solch ein Edler bleibt uns nah! Immer sagt man: Gesteht Abend War doch Better Michel da!“

Auch in „Dichtung und Wahrheit“ spricht Goethe einmal vom „Better Michel in seiner wohlbekannten Deutschtät“. Dem neunzehnten Jahrhundert sind Ausdrücke wie „Bettermichelei“ und „bettermicheln“ in mannigfach abgestuften, durchweg ungünstigen Bedeutungen nur zu vertraut.

Gegen den deutschen Pöhlster im Sinne des Better Michel richteten die Romantiker ihre Pfeile. In der „Zeitung für Einsiedler“ die Wägen v. Martin 1808 herausgab, erschien ein köstliches Bild, das als symbolische Darstellung des „gehobten Pöhlstums“ gelten sollte. Zweifello ist Eichendorff im Recht, wenn er, viele Jahre später, darin das Porträt des deutschen Michels wiederzuerkennen meinte, wie man sich ihn noch immer dachte und wie er seither in ungläubigen Karikaturen verbreitet worden war. Noch heute weisen die Darstellungen Michels in unseren Witzblättern eine gewisse Familienähnlichkeit mit jenem Bildnis auf. Aber — es ist doch merkwürdig, weder Arnim in der Vorrede zur Einsiedlerzeitung noch Brentano in seiner von tollen Einfällen überprüdelnden Pöhlsterfärbung erwähnen den deutschen Michel, obwohl dazu reichlich Gelegenheit gewesen wäre. Es ist vielmehr ungemein bezeichnend, daß Brentano seine Satire mit der Erzählung vom Kampfe des Erzengels Michael mit dem Teufel einleitet. Offenbar dämmerte den Romantikern bereits die Ahnung, daß der deutsche Michel denn doch etwas Besseres sei als der stumpfe und selbstgerechte Spieghbürger, gegen den sie sich vor allem wandten, wie denn Arnim ausdrücklich betont, daß er nur eine bestimmte Schicht mit seinem Spott treffen wolle „und nicht mein Volk, das ich ehre und vor dem ich mich demütig zu scheren wage“.

Es kamen die gewaltigen Tage der Freiheitskriege, doch der große Moment fand nur ein kleines Geschlecht: es folgte die trübe Zeit der Karlebad Beschlüsse und der Demagogenvorlesungen. Damals wurde die Vorstellung herrschend, der deutsche Michel sei zwar 1813 aus seinem tiefen Schlummer erwacht, aber nun sei er wieder eingeknickt und gebe bloß durch Schnarchen zu erkennen, daß er am Leben sei. Ludwig Börne, trotz seinen Scheltreden auf deutsches Wesen ein glühender Patriot, hat diese unglückselige Auffassung lebhaft beklagt. „Das deutsche Volk“, sagte er, „pöhlte seiner eigenen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Überboplung.“ Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Chreigen.“

Aber die Tonart änderte sich bald. In den Jahren, die der großen Bewegung von 1848 vorausgingen, und im Sturmjahre selbst wird der deutsche Michel von Schriftstellern, Dichtern und Malern unendlich oft demüht. Hoffmann v. Fallersleben tritt der üblichen Vorstellung vom schlafenden Michel entgegen und ruft in seiner „Michelsode“ den deutschen Bundesfürsten zu:

Ihr habt Anno 13 den Michel geweckt Und ihm aus dem tiefen Schlaf geschreckt. Wacht! nun, bis den Feind du gefagt überstehst — Doch den Michel, den schlafert ihr nie wieder ein!

Ihr habt Anno 14 auf euren Kongressen Des kaiserlichen Michel so ziemlich belegen Und habt ihm gegeben ein Schlaraffenfeld — Doch den Michel, den schlafert ihr nie wieder ein!

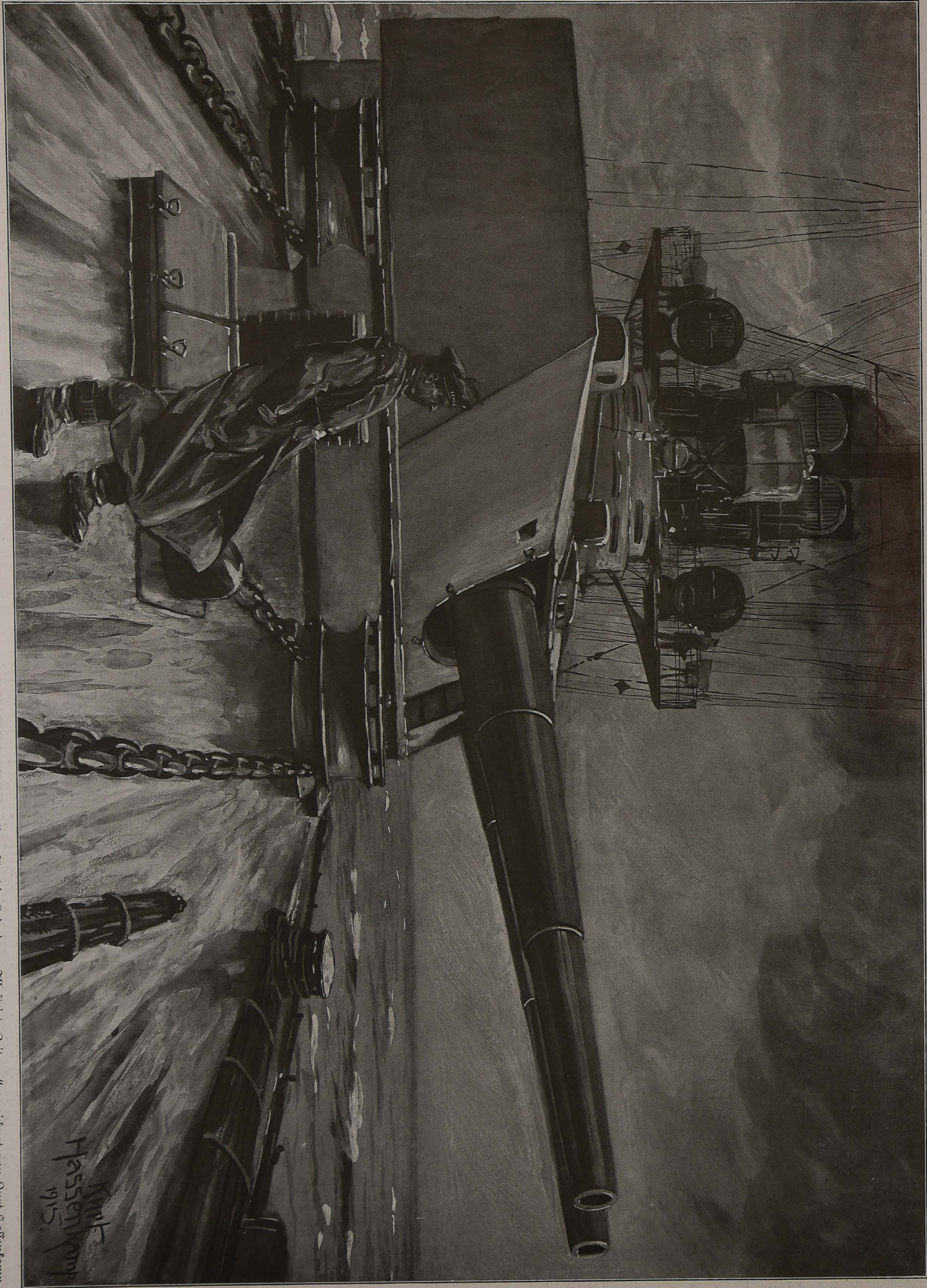


Brunnenszene in Galizien.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Asmann.

der der Phantasie des Volkes einen festen Halt gewährte und sie verbanderte, den heldenhaften deutschen Michel mit einem kläglichen Bauernspinnel zu verwechseln. Das meißt zu wenig gewürdigte, starke Nationalgefühl, das sich aus dem blutigen Glend des Dreißigjährigen Krieges emporringt, ist der Schöpfer dieser Legende.

Allein zu sehr häufte die Vorstellung vom deutschen Michel als einem einfältigen, gutmütigen, kläpplichen Gesellen in der Allgemeinheit. Der Name hatte noch eine lange und schwere Vorzeit zu bestehen, bevor er auch in weiteren Kreisen wieder zum Ehrennamen wurde. Daß man ihn, wie wir gesehen haben, noch im Jahrhundert der Aufklärung für einen des Lateins Unkundigen gebrauchte, war nicht so schlimm, denn die Vorbererschaft des Lateinischen näherte sich mit Michelschritten ihrem Ende. Auch daß der Bauer nach wie vor gern „Michel“ genannt wurde, verschloß nicht viel, da man dem Bauernstande allgemach wieder erhöhtes Wohlwollen entgegenbrachte. Ein harmloses Schändchen, „Herzog Michel“, worin sich ein junger Bauernknecht, namens Michel, eine exträreum Wirklichkeit vorgaukelt, gehörte zu den populärsten Lustspielen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aber außerordentlich verhängnisvoll wirkte es, daß man den deutschen Michel nun mit dem „Better Michel“ zusammenbrachte, zumal da kein Geringerer als Goethe das getan hat. Im 1750 war nach einer älteren, ziemlich zeitigen Vorlage ein volkstümliches Lied „Gesteht Abend war Better Michel da“ entstanden, das wohl besonders durch seine dem platten Inhalt nicht ohne Genialität



Ihr habt Anno 15 in Frankfurt gegründet
Den Deutschen Bund und den Deutschen verbandet:
Jetzt würden sie frei und glücklich eist sein —
Doch den Michel, den schließt ihr nie wieder ein!

Der Schlussvers lautet:

„Nein, Michel ist munter und wird hinfort wachen.
Und läßt sich kein X für ein U hinfort machen.
Ihr müßt entsetzen und euch abtun
Doch den Michel, den schließt ihr nie wieder ein!“

Er hat recht behalten, wenn er auch später im
Mikmut seine Ansicht zurücknahm und seinen
Michel ein resigniertes „Abendlied im Belagerungs-
zustande“ anstimmte, ließ oder gar mit ändernder
Schärfe „Vetter Michels Vaterland“ schilderte.
Das ist überhaupt charakteristisch für die Stim-
mung im Jahr nach der Revolution: man meinte,
der deutsche Michel sei zwar im Frühling 1848
abermals erwacht, doch jetzt habe ihn der Schlum-
mer von neuem übermannt. Verbitterung und
Soffnungslosigkeit kennzeichnete seines Gedicht
„Michel nach dem März“. In seine anspielungs-
reiche „Reichschronik des Pfaffen Mauritius“ fügt
Moritz Hartmann ein Traumbuch ein, worin er
die Gestalten der Paulskirche für den guten Michel
heraufbeschwört:

Der arme Junge, es geht ihm schlecht!
Nun ist er wieder, was er war
Vor jenem großen Februar:
Er ist der Herren leibeigener Knecht.“

Und Adolf Glasbrenner spottet sehr boshaft
über den kleinen Michel, der einmal regieren wollte,
in neun Strophen mit dem Refrain: „Merunter-
tänzt.“

Indessen, waren auch nicht alle Blütenräume
gereift, es kündigten sich doch bald neue und
bessere Tage an. Wir spüren ihren Pulschlag
in Johannes Scherrers fesselndem Roman „Michel,
Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ (1888).
Mit Bedacht hat der alte Hellmut für seinen
Jungen den Vornamen Michel gewählt. Wäh-
rend die Mutter sich über den garstigen Namen
entsetzt und vorwurfsvoll fragt, was aus einem
Michel werden könne, ist der wackere Vater der
sicheren Hoffnung, sein Sohn werde noch eine Zeit
erleben, „wo jeder Deutsche stolz sein würde, ein
deutscher Michel zu heißen.“

Auch diese Zeit kam. Es erfüllte sich,
was der treue Geißel erbeten hatte:

Der du einst mit Donnerkrachen
Dich zum Abgrund niederschwangst
Und die Müt der Hölle drachst
Mit dem Flammenschwert bezwangst,
Komm, vor unserm Meer zu schreiten,
Deutscher Waffen Kampfgeleit!
Führt des Lichtes, führt uns freiten
Gibt uns siegen, Michael!“

In einem unvergleichlich glänzendem Waffen-
gang ward Frankreich niedergeworfen, die lang-
ersehnte Einigung der deutschen Stämme auf
neuer Grundlage vollzogen.

Die Verwandtschaft des deutschen Michel mit dem un-
bezwingbaren Erzengel wurde nun wieder nachdrücklich
empfunden. Kaulbad zeichnete den „heiligen deutschen

Michel“ mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, wie er im
Triumphzuge über Frankreich und allerhand dunkle Mächte
dahinschritt. Wochten die Witzblätter immerhin die Vor-
stellung vom deutschen Michel als harmlosen oder

pfiffigen Bäuerlein weiter fortpflanzen, er hatte
doch nun zur Genüge bewiesen, was er leisten
konnte. Wenn die Dichter sich jetzt des geläufigen
Spruchs bedienten, geschah es fast immer mit
Nähe. Friedrich Theodor Widen zum Beispiel
führte den Bauer Michel in seine „Kauf“-parodie
ein und gab ihm eine würdige Rolle. Nach dem
Siege Michels über Frankreich spricht Faust die
ahnungsvollen Worte:

„Wie schade, daß ein Wolf, dem wir so viel verdanken,
Bei allem seinem Witz auf ein einmütig trauert.
Es ist ein Punkt, worin sich man genauer zu —
Der heimt, Klarheit selbst bei ihnen ist ein Falsch;
Er heißt: wir sind auf jeden Fall
Die erste Nation im All;
Derselbe Satz klingt fort und fort
Als Schlusssatz aus jedem Wort.
Dum wollen sie wie eiferfüchtige Anaben
Nicht immer, was doch uns gehört, haben.
Die Lehre aber, die lehren
Der derbe Michel auch gegeben,
O müchtet ihr sie zu Gemüthe führen
Und nicht zum Nachkrieg die Flammen schüren!“

Darauf der Bauer:

„Dent's auch! Bin schwer von Weib und Kind geschieden,
Ich geh nach Haus, ich liebe mir den Frieden.
Schert man noch einmal meine Ruh,
So schlag ich noch viel größer zu.“

Neuere Dichter verschmähten es ganz, die ver-
brauchte und nicht mehr in den tatsächlichen
Verhältnissen begründete Auffassung vom deut-
schen Michel als Bauern in Anspruch zu nehmen.
Eine eigenartige Wendung hat der Tradition
Verfasser Hauptmann gegeben in seinem an sinn-
vollen Bezügen so reichen, leider nicht zur Klar-
heit geläuterten Glasbrenners Märchen „Und Wippa
tanz“. Ihm verkörpert sich der deutsche Genius
in der Gestalt eines schlanken, träumerischen,
warmherzigen Handwerksburschen voll roman-
tischer Wankelmut. Dieser Michel Weltregler,
der wohl weiß, welche außerordentlichen Taten
der Erzengel Michael vollbracht hat, erlebt auf
seiner Weise auch Wunder über Wunder; aber
man glaubt sie ihm nicht; es ist nur seine Ein-
bildungskraft, sein phantastisches Gemüt, das
überall Wunder wahrzunehmen verneint. Unstill-
bare Sehnsucht in der Brust, mit sich hervor-
brechender Leidenschaft nach dem höchsten Streben,
scheitert er an der reinen Wirklichkeit — im
Grunde das Lebenswunder Abbild des Deutschen
aus einer längst vergangenen Zeit; aus jener
Zeit, da wir das Volk der Dichter und Denker
waren, und in die uns unsere Gegner so gern
zurückverlegen möchten. Davor aber wird uns
der deutsche Michel bewahren, wie ihn lehrte
Fritz Kalmus für den Zeitungsjahr des Reichstages



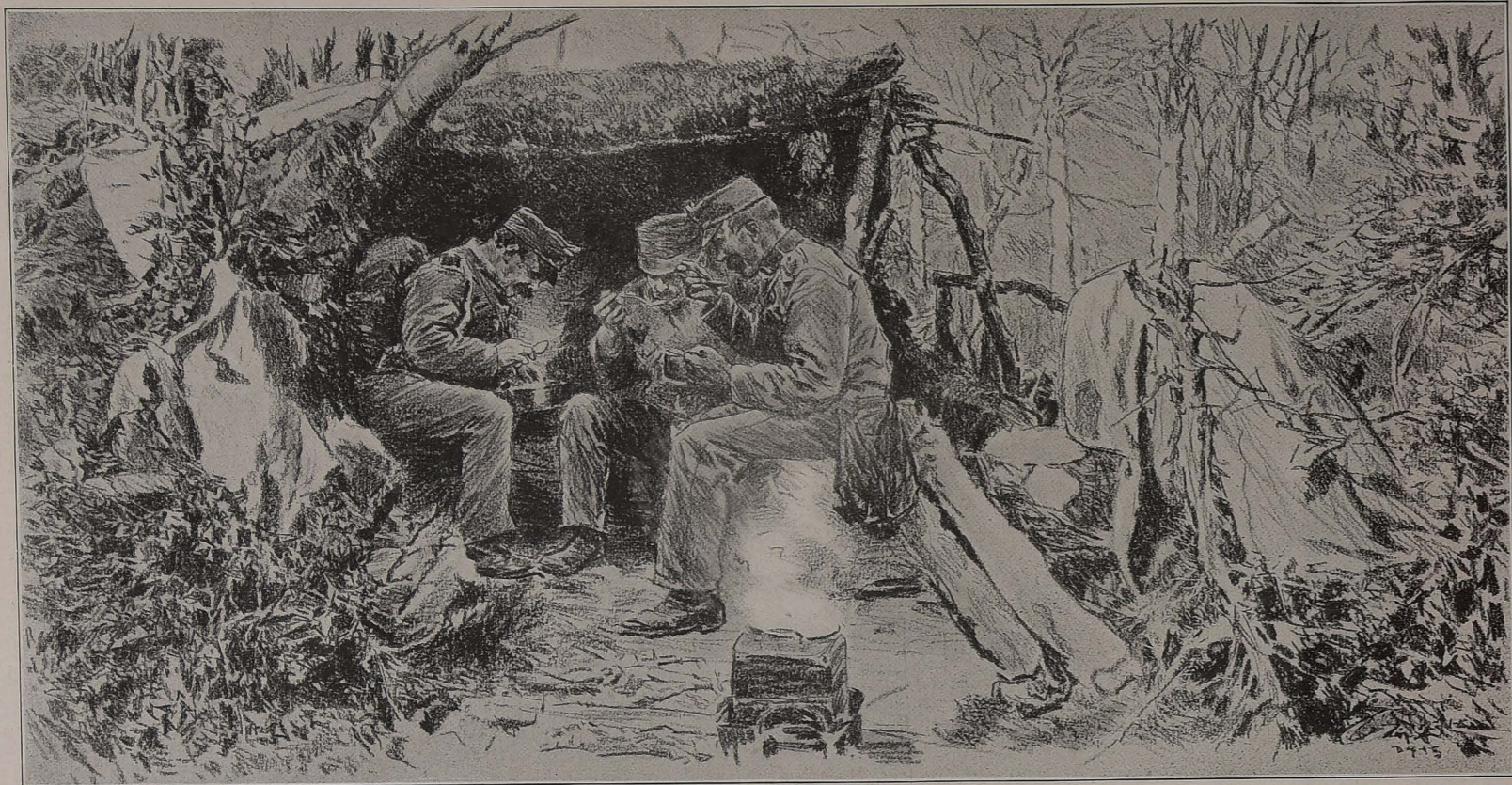
Ein seltenes Denkmal auf dem Kriegsschauplatz in Westlandern: Der Mast des von
unserer Marine in der Nähe der belgischen Küste in Grund geschossenen englischen
Zerstörers „Maori“.

BENZ

AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN

DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT

BENZ & CO. Rheinische Automobil-MANNHEIM. u. Motorenfabrik A.-G.



Ein Idyll aus den Tagen der Karpathenkämpfe: Österreichisch-ungarische Soldaten beim Mittagessen in einem Unterstand. Für die „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von W. Gause.

Ein guter Rat für alle, die Angehörige im Felde haben. Felde zur Erleichterung krank oder verwundet zurückgekehrter Mannschaften macht sich infolge mangelhafter Zahnpflege im Felde auch ohne Zahler angewendet, Zahnfleisch und ähnl. Mundgeruch beseitigt, Entzündungen in der Mundhöhle vernichtet und die Zähne blendend weiß macht.

Dr. ... Stabsarzt d. 2. Abt., Regt. d. 11. Inf.-Abt. d. 3. Feld-Regt. Nr. 92, schreibt: „Bei einer großen Zahl der aus dem Felde zurückgekehrten Soldaten habe ich überall erhebliche, angenehm erweichende, schmerzende, blühend weiß macht.“

Kuseke die bewährte Nahrung für Kranke, Schwache u. Genesende.

Felsche Leipzig - Gohlis
Wilhelm Felsche
Königl. Sächs. Hoflieferant
Kakao Schokolade

Der Soldat im Felde
sehnt sich von Zeit zu Zeit nach einer Kopfwäsche mit **Dr. Dralle's Birkenwasser.**

Wundervoll belebend u. erfrischend wirkt das köstliche Naß! — Schweiß und Staub werden gründlich entfernt. — Die gesteigerte Tätigkeit der reinen Kopfhaut und der kräftig angeregte Blutumlauf erhöhen außerordentlich das allgemeine Wohlbefinden. — Ungeziefer wird vermieden! — Haarausfall, Schuppen und Jucken, durch den Helm hervorgerufen, werden verhütet. Preis Mk. 1.85 und 3.70.

Auch in Feldpostpackung zu Mk. 1.85
In allen Drogerien, Parfümerien und Friseurgeschäften, sowie in Apotheken zu haben.

Die junge Frau. Betrachtungen u. Gedanken über Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett. Von Dr. Wilhelm Huber, Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig. In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Hansa-Lloyd
Werke A-G Bremen

Personenwagen • Lieferwagen • Lastwagen • Omnibusse •



Von den Fliegertämpfen auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Ein nordwestlich von Bapaume (Nordfrankreich) von einem unserer Flieger heruntergeschossenes englisches Flugzeug nach der unfreiwilligen Landung. Rechts: Die siegreichen deutschen Flieger; ohne Kopfbedeckung der Führer des deutschen Flugzeugs, mit Kopfbedeckung der Beobachter und Schiffe; der verwundete englische Flieger (im Hintergrunde links) wird verbunden.

geformt hat: ein sehniger, kraftvoller Jüngling, der, die Hand am Schwert, dem Herausforderer trotzig und offen ins Auge zu blicken scheint. Allein so sehr wir diese prächtige Heldengestalt bewundern, eine Seite kommt an ihr nicht zum Ausdruck, die, wie uns dünkt, zu den Merkmalen des deutschen Michel der Gegenwart gehört. Zwar ist es nicht der Erzengel, den Klink in Bronze bilden wollte, aber vielleicht hätte er doch von der erschütternden Darstellung lernen können, die wir der Kunst Albrecht Dürers verdanken.

Wenn man den Holzschnitt des deutschen Meisters mit den Michaelbildern der Italiener vergleicht, so tritt — nach einer feinen Bemerkung Heinrich Wölfflins — ein Zug hervor, der Dürers Blatt für unser Gefühl bedeutsam macht: der Kampf mit dem Bösen wird von dem Deutschen als schwer empfunden, selbst wenn es ein Erzengel ist, der ihn führt. Spät erklingt, was früh ertönt. Ein neuerdings in Umlauf gefetztes Wort des deutschen Michel gegen den stammverwandten John Bull knüpft wieder, wenn nicht an die biblische Vorbildungsart, so doch an die biblische Ausdrucksweise an. In der Epistel Judä wird berichtet, der Erzengel Michael habe, als er im Streit mit dem Teufel über den Leichnam des Moses verhandelte, das Urteil der Lästung nicht selbst gefällt, sondern gesprochen: „Der Herr strafe dich!“



Ende des redaktionellen Teils.

KÖNIGL. FACHINGEN
Staats-Quelle

Vorzüglich geeignet zur Haustrinkkur!
Von heilwirkendem Einfluß bei Gicht, Harnsäure, Zucker, Nieren- und Blasenleiden usw.
Man befrage den Hausarzt. Überall erhältlich.

KÖNIGL. FACHINGEN
Staats-Quelle

Dr. **Labmann**
Wäsche
für Erwachsene und Kinder

im Wettersturz ein sicherer Schutz vor Erkältungen

Im Feld und zur See erprobt und bewährt

Reich illustrierter Prachtkatalog kostenlos von der alleinigen Fabrik

G. Heinzelmann
Reutlingen L. 25

Glas-Stereoskope und Laternbilder aus aller Herren Ländern. / Aktuell: **ALBANEN** Atols Meer, Kistenfurt, K. u. K. Hof-Photograph.

Steckenpferd-Seife
ist die beste **Lilienmilch-Seife** für zarte weisse Haut und blendend schönen Teint
à St.60 Pfg. überall zu haben.

Lindener Samet
Die große Mode
Deutsches Erzeugnis in schwarz u. vielen anderen Farben, ca. 47/70 cm breit Meter 2.60 bis 9.00 Mk.
J. W. Sälzer, Hannover 19. Proben u. Katalog postfrei.

Fort mit dem Beinverkürzung unsicher. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ledersattel verwendbar. Gratis-Broschüre senden! Extension, C. m. b. H., Frankfurt a. M. - Eschersheim Nr. 232.

FABRIKATION in Silber
KÜNNELTENA
Bestocke, Festgaben, Silber u. versilbert. Patriot. Kriegsschmuck, Album u. Wahl.

Krankenpflege im Hause. Von Dr. med. Paul Wagner. Mit 71 Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

Für Feinschmecker:
Lobeck's Deutsche Milch Schokolade Marke Dreining No 283

MARASCHINO
EINZIG IN DER WELT.



LUXARDO ZARA
DALMATIEN, Oesterreich

Webers Illustrirte Handbücher. Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.

Elastischer Brusthalter

„HAUTANA“
direkt auf der Haut zu tragen aus elastischem Trikotgewebe, schützend vor Erkältung. M. S. — 4.50, 5.50, 8.75 pro Stück. Mit **Miederansatz** für Sportzwecke und für Damen mit starker Brust. M. 7.75 u. 11.75. Vorständige Preise nur für Deutschland gültig. Bezugsschw. d. d. allein. Fabrikanten: Mech. Trikotweberei Ludwig Maier & Co. in Böblingen 12 und S. Lindauer & Co., Cannstatt M. Korsettfabrik.

Rein's Durchschreibebücher. Eduard Rein, Chemnitz. Rein's Farbpapier.

Echte billige Briefmarken: 100 Abz. Austr. Mk. 2.— 100 verschied. nur Mk. 8.— 1000 verschied. nur Mk. 11.— 1000 verschied. nur Mk. 40.— **Max Hecht, Markenhaus, Hamburg 2.** Große Illustr. Freiliste gratis u. franko.

Salit das Einreibemittel
Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß Reißen. In Apotheken Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,40

